hte

Zeitschrift für Ideengeschichte
Heft XV/2 Sommer 2021

Jenseits von Straßburg

Herausgegeben von Jan Bürger,
Ulrich Nolte & Martial Staub

Begründet von Ulrich Raulff, Helwig Schmidt-Glintzer und Hellmut Seemann

Herausgeberinnen und Herausgeber:
Sandra Richter
(Deutsches Literaturarchiv Marbach)
Ulrike Lorenz
(Klassik Stiftung Weimar)
Peter Burschel
(Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)
Barbara Stollberg-Rilinger
(Wissenschaftskolleg zu Berlin)
Hermann Parzinger
(Stiftung Preußischer Kulturbesitz)
Gerhard Wolf
(Kunsthistorisches Institut in Florenz)

Beirat: Kurt Flasch (Bochum), Anthony Grafton (Princeton), Dieter Henrich (München), Wolf Lepenies (Berlin), Glenn W. Most (Chicago/Pisa), Krzysztof Pomian (Paris), Jan Philipp Reemtsma (Hamburg), Quentin Skinner (London), Barbara M. Stafford (Chicago)

Geschäftsführende Redaktion:
Stephan Schlak (v.i.S.d.P.)

Redaktion «Denkbild»: Jost Philipp Klenner
Redaktion «Konzept & Kritik»: Daniel Schönpflug

Mitglieder der Redaktion: Hannah Baader, Martin Bauer, Warren Breckman, Ulrich von Bülow, Jan Bürger, Eva Cancik-Kirschbaum, Carsten Dutt, Petra Gehring, Luca Giuliani, Ulrike Gleixner, Hana Gründler, Jens Hacke, Helmut Heit, Christian Heitzmann, Markus Hilgert, Martin Hollender, Alexandra Kemmerer, Ingolf Kern, Reinhard Laube, Michael Matthiesen, Florian Meinel, Martin Mulsow, Robert E. Norton, Wolfert von Rahden, Stefan Rebenich, Hedwig Richter, Hole Rößler, Astrit Schmidt-Burkhardt, Andreas Urs Sommer, Carlos Spoerhase, Martial Staub, Anita Traninger, Jörg Völlnagel

Redaktionsadresse:
Zeitschrift für Ideengeschichte
Wissenschaftskolleg zu Berlin
Wallotstraße 19
14193 Berlin

Umschlagabbildung: «Frontfahrt Hitlers 28. Juni 1940», Foto: Heinrich Hoffmann. ©bpk/Bayerische Staatsbibliothek/ Heinrich Hoffmann

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint viermal jährlich und ist auch im Abonnement erhältlich.

Bezugspreis:
Einzelheft: € 16,00 [D]; sFr 22,90; € 16,50 [A];
zzgl. Vertriebsgebühren von € 1,55 (Inland); Porto (Ausland)
als E-Book: € 9,99
Jährlich: € 54,00
inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 25,00 (Ausland)
Sonderpreis: € 43,00
inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 25,00 (Ausland)
Der Sonderpreis gilt für Mitglieder der mit den Herausgeber-Institutionen und ihren Museen, Archiven, Bibliotheken und Instituten verbundenen Vereine gemäß der Liste auf www.z-i-g.de, für Mitglieder des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V. und des Verbands der Geschichtslehrer Deutschlands e.V. sowie für Abonnenten der Marbacher Magazine.

Abo-Service:
Telefon (089) 381 89-750 • Fax (089) 381 89-402
E-Mail: Kundenservice@beck.de

Gestaltung:
vsp-komm.de

Layout und Herstellung:
Simone Decker

Druck und Bindung:
Eberl & Koesel GmbH & Co. KG, Altusried Krugzell
ISSN 1863-8937 • Postvertriebsnummer 74142
ISBN gedruckte Ausgabe 978-3-406-76612-1
ISBN e-book Ausgabe 978-3-406-76616-9

Alle Rechte an den Texten liegen beim Verlag C.H. Beck. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlags.
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2021
Verlag C.H.Beck, Wilhelmstr. 9, 80801 München

myclimate
klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Besuchen Sie auch unsere Website www.z-i-g.de !

Abonnenten haben kostenlosen Zugriff auf die Beiträge aller bisher erschienenen Hefte. Registrierte Nutzer können alle Beiträge, die älter sind als zwei Jahre, kostenlos lesen.

ZUM THEMA

Jan Bürger, Ulrich Nolte und Martial Staub:
Zum Thema 4

JENSEITS VON STRASSBURG

Ernst Rudolf Huber: Straßburger Erinnerungen 5

Ewald Grothe/Ulf Morgenstern:
Volksbewusstsein im Schatten Stalingrads.
Ein Kommentar 14

Frank Rexroth: Die Halkyonischen Tage.
Professor Heimpel zwischen Zauber und Alb 21

Catherine Maurer: Zwei Universitäten im Krieg 33

Bertrand Müller: Von Deutschland verlernen.
Straßburg und die Ursprünge der «Annales» 44

Jan Bürger: Traumchemie.
Wie Yvan Goll Straßburg wiedersah 55

Freddy Raphaël: Vom Elsass nach Jerusalem.
Die unvollendete Suche des Claude Vigée 61

ESSAY

Danilo Scholz: Ein preußischer Schulstaat.
Die Landesschule Pforta und ihre Zöglinge 69

ARCHIV

Stefan Höppner: Schirachs Klassik.
Ein NS-Funktionär und Goethes Bibliothek 95

Herfried Münkler / Carl Schmitt: Briefe 1982/1983 107

Reinhard Mehring: Akkreditierung im Schmittianismus?
Ein Kommentar 113

KONZEPT & KRITIK

Pascale Hugues: Vom Leben mit Grenzen. Ein Gespräch 119

Béatrice von Hirschhausen: Die Rückkehr der Grenzen 125

Die Autorinnen und Autoren 129

Im nächsten Heft: H wie Habermas. Mit Beiträgen von Jan Assmann, Alexander Kluge, Christoph Möllers, Sandra Richter, Nina Verheyen und weiteren.

Zum Thema

Als sich das Deutsche Reich 1871 das Elsass einverleibte, begann sogleich der Ausbau Straßburgs zur modernen Grenzfestung. Nur wenige Monate später wurde die Kaiser-Wilhelms-Universität gegründet. Man könnte von «Leuchtturmprojekten» sprechen, aber es waren nationale Wachtürme und Aussichtsplattformen, denn Straßburg wurde durch Grenzfestung und Universität vor allem zu einem Ausguck. Albert Schweitzer blickte von hier aus weit über die Grenzen der Theologie hinaus. Friedrich Meinecke wurde zum Ideenhistoriker, Ernst Robert Curtius zum Romanisten. Für alle war Straßburg nicht das Ziel der Karriere, sondern Startpunkt, Passage oder Brückenkopf, wenn sie nicht wie Georg Simmel das Pech hatten, vorzeitig in Straßburg zu sterben.

Grenzposten blieb Straßburg auch in der französischen Zwischenkriegszeit. Nun wurden die Grenzfestungen im Osten Richtung Rhein ausgebaut. Die Université de Strasbourg bezog die Wilhelminischen Bauten und behielt ihre Funktion als karrieretechnischer Brückenkopf für grenzüberschreitende Blicke. Marc Bloch und Lucien Febvre, die Väter der *Annales*-Geschichtsschreibung, verflüssigten in Straßburg die Grenzen der Nationen, Epochen und Disziplinen, erforschten Geschichte in ihrer «longue durée», als eine «histoire totale», die Strukturen und Mentalitäten panoptisch in den Blick nimmt. Entgrenzung als moderne Methode. Vielleicht war diese Modernität nur von der Peripherie des Straßburger Aussichtsturms aus möglich, der auch nach Paris blicken ließ. Marc Bloch wechselte an die Sorbonne, bevor die Université de Strasbourg 1939 nach Clermont-Ferrand evakuiert wurde.

Am 28. Juni 1940 stand Hitler auf den Befestigungsanlagen am Rhein und blickte – in Feldherrenpose fotografiert von Heinrich Hoffmann – weit über Straßburg hinaus nach Westen. Die 1941 neu errichtete Reichsuniversität sollte einer ähnlichen geo-ideengeschichtlichen Blickrichtung dienen als «geistige Grenzfestung» (Ernst Anrich) und Standort einer «Westforschung», die mit ihren grenzüberschreitenden raumplanerischen, volkskundlichen und sozialgeschichtlichen Fragestellungen so modern wirken wollte wie die *Annales*, von französischer Seite aber realistisch als «Landnahmeforschung» verstanden wurde. Der NS-Staatsrechtler Ernst-Rudolf Huber und der Historiker Hermann Heimpel pflegten an diesem Vorposten einen privilegierten, kulturbeflissenen, kommoden Lebensstil und ein elitäres Netzwerk, das über die bildungspolitische Zentralfigur Hellmut Becker bis tief in die Bundesrepublik hinein hielt. Nach Vorbesitzern von Villen und Büchern fragte man auch in der verklärenden Rückschau nicht. Wenn der NS die Verbindung von Brutalität und Gemütlichkeit war (Klaus Heinrich), dann bot das alte Straßburg dieser Elite die perfekte Szenerie für die gemütliche Seite. Die Brutalität überließ man den Kollegen aus der medizinischen Fakultät.

Die Frage, ob die Reichsuniversität Teil einer Geschichte der Université de Strasbourg ist, wirft bis heute erinnerungspolitische Fragen auf, die als Fragen nach dem «kollektiven Gedächtnis» (Maurice Halbwachs) ihren methodischen Ursprung in Straßburg haben. Erinnerung ist auch das große Thema des elsässisch-jüdischen Dichters Claude Vigée, der sich wie Marc Bloch der Résistance anschloss und dessen weiteres Leben eine Suche nach der verlorenen Heimat war.

Im Norden Straßburgs, unweit der Wallanlagen des Kaiserreichs, erhebt sich das festungsartige Gebäude des Europarats, von den Straßburgern auch «Bunker» genannt. Warum hier? »Wir haben ein Zentrum gesucht, das allen europäischen Nationen zusagt», erklärte 1949 der britische Außenminister Ernest Bevin. Doch ein Zentrum ist Straßburg nicht geworden. So ist Straßburg auch in Europa eher ein Aussichtspunkt nach woanders, nach Brüssel und in die nationalen Zentren. Die Ideen von Straßburg sind immer jenseits von Straßburg.

Jan Bürger
Ulrich Nolte
Martial Staub

Jenseits von Straßburg

Ernst Rudolf Huber

Straßburger Erinnerungen

Der folgende Text ist ein Auszug aus den unveröffentlichten «Straßburger Erinnerungen», die Ernst Rudolf Huber im Dezember 1944 und Januar 1945 verfasste. Die Publikation erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Gerhard Huber und Wolfgang Huber. Wiedergegeben werden der Anfang, Passagen zur Eröffnung der Universität, zur Schlacht von Stalingrad, zur Schließung der Universität sowie ein Auszug des Berichts über die Flucht aus Straßburg. Die erläuternden kursiven Texte und die Anmerkungen wurden von Ewald Grothe und Ulf Morgenstern verfasst; vgl. auch deren Kommentar in diesem Heft, S. 14–20.

Solange ich denken kann, ist Straßburg für uns Deutsche die in schmerzlicher Liebe umworbene, sich immer wieder entziehende und versagende «wunderschöne Stadt».[1] Es war nicht nur die Melancholie der Straßburg-Lieder, sondern es war zugleich eine harte Realität, die uns schon vor 1914 empfinden ließ, daß dieses meiner Heimat fast unmittelbar benachbarte Land trotz der mehr als 40 Jahre dauernden Wiedervereinigung mit dem Reich von uns durch einen Abgrund des Nichtverstehens und des Hasses geschieden war. Noch unverstanden und gerade dadurch geheimnisvoll erregend drangen damals die Nachrichten vom Zabernkonflikt[2] an unser Ohr. Wie tief aber die Kluft war, empfanden wir mit Schrecken, als in den Augusttagen von 1914 bekannt ward, daß einer unserer Lehrer, Ernst Mengler,[3] am Abend, bevor er als Reserveleutnant in das deutsche Heer einrückte, im schwiegerelterlichen «Hotel Bach» auf dem Schloß[4] die Marseillaise[5] angestimmt habe: «ein Kriegslied von solchem mitreißenden Schwung besitzt ihr Deutsche eben doch nicht», sollte er angeblich dazu ausgerufen haben.

1 Das patriotische Volkslied «O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt» gehörte zum Kanon an deutschen Schulen des Kaiserreichs.

2 Die Zabern-Affäre entspann sich 1913, nachdem ein preußischer Leutnant in der elsässischen Stadt Zabern die Bevölkerung beleidigt hatte. Anschließende Proteste wurden durch militärische Willkürmaßnahmen beantwortet, was zu einer innenpolitischen Krise führte.

3 Ernst Mengler, Lehrer an der Oberrealschule in Oberstein.

4 Schloss Oberstein.

5 Das 1792 erstmals gesungene Kriegslied wurde 1795 zur französischen Nationalhymne erklärt.

Nach vier Jahren des Kämpfens, Leidens und Ertragens gingen Straßburg und das Elsaß verloren. In der erdrückenden Vielfalt dunkler Ereignisse, die über uns kamen, war doch der Verlust des Elsasses das dunkelste. Die Reichslande[6] waren ein Symbol für den deutschen Aufstieg zu Einheit und Größe im 19. Jahrhundert gewesen; ihre Behauptung war dem Deutschen keine militärische oder wirtschaftliche Angelegenheit, sondern eine Sache des tiefsten Gefühls. Mehr als eine Generation junger deutscher Männer hatte in Straßburg studiert, in elsässischen oder lothringischen Garnisonen gedient; deutsche Professoren, Beamte, Unternehmer hatten, jeweils auf ihre Weise, aber nach bestem Wissen, um die Seele des Landes gerungen. Verluste an anderen Grenzen wurden als vorübergehende Einbußen empfunden; dieser Verlust schien endgültig zu sein, und er schmerzte so tief, weil er ein Zeichen deutschen Versagens war, ein Zeichen der Unfähigkeit, einen ohne alle Zweifel nicht nur der Geschichte, sondern der Substanz nach deutschen Stamm, ein nicht nur der geopolitischen Struktur, sondern dem unmittelbaren Ausdruck nach deutsches Land aus der Entfremdung zurückzugewinnen. Der Jubel, mit dem das einrückende Frankreich 1918 in Straßburg begrüßt worden war, brannte als ein Makel in unserem Herzen. In geheimer Stille aber bewahrte sich die Hoffnung auf eine künftige Wendung. Es mag 1920 gewesen sein, daß auf einem unserer Klassenausflüge der Direktor Sturm,[7] ein leidenschaftlicher Patriot, auf die Wiedergewinnung Straßburgs trank. Fast schien uns dies als ein Verrat eines Geheimnisses, das vor unserem eigenen Bewußtsein verborgen bleiben sollte.

21 Jahre nach dieser Episode wurde Huber Professor in Straßburg, und ihm fiel die Aufgabe zu, an den Eröffnungsfeiern der deutschen Universität an prominenter Stelle mitzuwirken. Im Juli 1940 hatte sich Ernst Rudolf Huber entschieden, einen Ruf nach Prag abzulehnen und stattdessen einen zweiten nach Wien anzunehmen. Bei den Verhandlungen im Reichsserziehungsministerium erhielt er überraschend noch einen dritten Ruf, an die in Gründung befindliche Reichsuniversität in Straßburg, das seit wenigen Wochen unter deutscher Besatzung stand. Es gelang ihm in den folgenden Monaten, maßgeblichen Einfluss auf die Besetzung der Juristischen Fakultät zu nehmen. Intrigen und Kompetenzstreitigkeiten

6 Umgangssprachliche Bezeichnung für das von 1871 bis 1918 zum Deutschen Reich gehörende, direkt dem Kaiser unterstehende Verwaltungsgebiet «Reichsland Elsaß-Lothringen».

7 Schulleiter der Oberrealschule in Oberstein.

8 Vgl. Frank-Rutger Hausmann: Ausgerechnet Muzzolini! Kämpfende Wissenschaft im Prüfungsstreß: Die letzten Tage der Reichsuniversität Straßburg, in: FAZ vom 24. November 2004.

zwischen Parteileitung, Dozentenbund, Zivilverwaltung und anderen Akteuren verzögerten den Beginn des ersten Semesters der neuen Hochschule bis in den November 1941.

Die Eröffnungsfeier begann mit einem festlichen Empfang im Rathaus. Es herrschte an diesem 22. November[8] ein so dichter Nebel, daß ich zunächst den Weg vom Universitätsplatz über die Brücke nicht fand und zweimal den Platz umkreiste, bis eine freundliche Elsässerin mich hinüberführte. Der Empfang war in den schönen Räumen des Rathauses wohlgelungen; man traf viel alte Bekannte und schloß neue Bekanntschaften. Am Morgen des 23. November fand die offizielle Eröffnung statt. In ihrem Mittelpunkt stand eine deplazierte und schlechte Rede des Reichsministers Rust,[9] im wesentlichen eine ideologische Auseinandersetzung mit England (offenbar von Ritterbusch[10] verfaßt). Der eigentliche Anlaß des Aktes wurde nur am Rande gestreift; von der Aufgabe, die uns in diesem Lande nun gestellt sein sollte, wurde kein Wort gesagt. Die Rede des Rektors Schmidt[11] war würdig, wenn auch nicht erschütternd. Von den vielen Glückwunschansprachen ging uns allen die des alten Straßburger Bürgermeisters und letzten kaiserlichen Statthalters, des Oberpräsidenten a. D. Schwander[12] zu Herzen, da sie wirklich von der echten Situation handelte, in die wir reichsdeutschen Hochschullehrer und mit uns die elsässische Jugend, die nun ihr Studium beginnen sollte, gestellt waren. Der Feier war ein Sturm im Wasserglase vorausgegangen, indem der Chef der Zivilverwaltung,[13] dem die Aufsicht über die Universität entzogen worden war, die Teilnahme zunächst abgesagt hatte. Schließlich aber hatte er doch nachgegeben und war zur Eröffnung der «Reichsuniversität» erschienen. Am Mittag waren Berve[14] aus Leipzig und Bilfinger[15] aus Heidelberg unsere Gäste. Am Nachmittag fand eine Studentenkundgebung statt, und der Abend ward mit einem Essen im Roten Haus[16] begangen, von dem ich mich mit Rücksicht auf meinen Vortrag frühzeitig zurückzog. Am Morgen des 24. November hielt ich dann im Lichthof der Universität den ersten akademischen Vortrag in der wiedereröffneten Bismarck'schen Universität.[17] Das Thema lautete «Aufstieg und Entfaltung des deutschen Volksbewusstseins».[18] Mein Anlie-

9 Bernhard Rust (1883–1945), 1934–1945 Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

10 Paul Ritterbusch (1900–1945), Juraprofessor, 1941 stellvertretender Abteilungsleiter im Reichserziehungsministerium.

11 Karl Schmidt (1899–1980), Augenarzt, ab 1940 Rektor der Universität in Straßburg.

12 Rudolf Schwander (1868–1950), 1906–1918 Straßburger Bürgermeister; letzter kaiserlicher Statthalter 14.10.–21.11.1918.

13 Robert Wagner (1895–1946), ab 1940 Chef der Zivilverwaltung im Elsass.

14 Helmut Berve (1896–1979), 1927–1943 Professor für Alte Geschichte in Leipzig.

15 Carl Bilfinger (1879–1958), 1935–1945 Juraprofessor und stellvertretender Rektor in Heidelberg.

16 Das heutige Hôtel Maison Rouge in der Rue des Francs-Bourgeois Nr. 4 von 1387.

17 Otto von Bismarck (1815–1898) initiierte im Namen des Kaisers die Gründung der «Kaiser-Wilhelms-Universität» in Straßburg, die von 1872 bis 1919 existierte. Im Kollegiengebäude stand seit dem Stiftungsfest 1897 seine Büste, vgl. Das Stiftungsfest der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg am 1. Mai 1897, Straßburg 1897, S. 41, 43.

18 Ernst Rudolf Huber: Aufstieg und Entfaltung des deutschen Volksbewusstseins, Straßburg 1942.

gen war, mit den großen und glanzvollen Wirkungen, die sich aus der Entstehung des Nationalbewußtseins ergaben, auch die Gefahren und Fragwürdigkeiten anzudeuten, die notwendig aus der bewußtseinsmäßigen Erfassung und rationalen Steigerung der Nationalidee hervorgingen. Ob dieser tiefere Sinn des Vortrages allgemein begriffen wurde, ist mir zweifelhaft. Aber die Rede wurde mit viel Beifall aufgenommen, und sie durfte als ein würdiger Beginn der akademischen Arbeit in Straßburg gelten. Im Anschluß an sie versammelte sich ein großer Kreis von Freunden in unserem Hause;[19] […]. Am Abend trafen wir bei Heimpels die vielen Historiker, die an der Eröffnungsfeier teilgenommen hatten. Und nun endlich konnte die nüchterne, gewohnte Alltagsarbeit des akademischen Lehrers beginnen.

Die Jahre nach der Eröffnung der Reichsuniversität im November 1941 waren für Huber angefüllt mit universitärer Lehre, dem Aufbau des Rechts- und Staatswissenschaftlichen Seminars und dessen Bibliothek, dem fachlichen und privaten Austausch mit Kollegen und deren Familien sowie einem intensiven Einleben in die Stadtgesellschaft mit Theater- und Konzertbetrieb. Die Schilderung von intimen Kränzchen, regelmäßigen Vortragsabenden, mehrtägigen Lagern im Elsass und Dozententätigkeiten bei Offizierskursen in Frankreich entwerfen das Bild eines regen Elitekreises innerhalb des deutschen Besatzungsregimes. Daneben traten private und dienstliche Reisen «ins Reich» sowie Verpflichtungen und Sorgen als Familienvater. Zweifel an der eigenen Lage und der politischen Gesamtsituation formulierte Huber ex post lediglich im Zusammenhang mit dem Überfall auf die Sowjetunion.

Wie im Jahr zuvor, in dem Heimpel die Rede zum 30. Januar gehalten hatte (über «Friedrich Barbarossa»[20]), so versammelte sich auch in diesem Jahre 1943 der Lehrkörper im Anschluß an den festlichen akademischen Akt im «Bäckehiesel»[21] zum gemeinsamen Essen. Dann gab es, auch wie im Jahr zuvor, einen köstlichen Kaffee bei Schrades,[22] wo sich die näheren Freunde der Gastgeber versammelten. Unser Gemüt war in diesen Tagen besonders belastet durch die Nachrichten aus Stalingrad, das seit vielen Wochen abgeschnitten war. Ein Angriff zum Entsatz der Stadt war gescheitert, und so vollzog sich nun in einem furchtba-

19 Die Familie Huber wohnte in der Fritsche-Closenerstraße Nr. 3, der heutigen Rue Massenet.

20 Hermann Heimpel: Friedrich Barbarossa und die Wende der staufischen Zeit (= Straßburger Universitätsreden), Straßburg 1942; Friedrich, gen. Barbarossa (1122–1190), als Friedrich I. 1155–1190 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

21 Restaurant in der Allée de Robertsau Nr. 77.

22 Hubert Schrade (1900–1967), 1941–1944 Professor für Kunstgeschichte in Straßburg.

ren Drama das Schicksal der eingeschlossenen 8. Armee.[23] An diesem 30. Januar hatte man nach dem Wehrmachtbericht den Eindruck, daß es nun in der umkämpften Stadt zu Ende gehe, und in der Tat waren die Reste der Besatzung wenige Tage darauf zur Kapitulation gezwungen. Es hat wenig Ereignisse in diesem Kriege gegeben, die das Volksbewußtsein so erschütterten wie der Fall von Stalingrad. Alle früheren Rückschläge und Mißerfolge wurden als unvermeidliche Wechselfälle des Kriegsgeschehens hingenommen. Stalingrad aber war eine Katastrophe … Die Frage, ob hier ein fundamentaler militärischer Fehler begangen worden sei oder ob es sich um ein aller Schuld enthobenes Verhängnis gehandelt habe, lastete auf dem ganzen Volk. Uns Straßburgern schien es jetzt an der Zeit zu sein, das scheinbar friedliche Dasein aufzugeben und zur Waffe zurückzukehren. So stellte Heimpel sich dem Wehrbezirkskommando zur Verfügung, und ich bat den Rektor, mich für die Wehrmacht wieder freizugeben. Aber der Rektor lehnte unsere Bitte ab. Eine Kommission, die die UK[24]-Stellung der Universitätsangehörigen nachprüfte, gab eine Reihe von Kollegen frei, darunter Schaffstein,[25] Mackenroth,[26] Anrich,[27] Koethe und Werner,[28] während Heimpel und ich als für den Lehrbetrieb unentbehrlich bezeichnet wurden.

Für die Hubers ging das Straßburger Leben zunächst in geordneten Bahnen weiter: Urlaubsreisen, die Erziehung der fünf Söhne,[29] Gartenarbeit, Sport, universitärer Alltag und gesellschaftliche Ereignisse vermitteln das Bild einer Idylle inmitten des Krieges, bis sich schließlich im Herbst 1944 die alliierten Truppen dramatisch näherten und Huber sich entschloss, Frau und Kinder in den Schwarzwald zur befreundeten Familie Heimpel zu bringen. Von dort kehrte er mit Hermann Heimpel noch einmal nach Straßburg zurück.

Dort [d. h. in Straßburg, E.G. und U.M.] war alles in ziemlicher Erregung, weil die Frage nach Schließung oder Weiterführung der Universität nun in ihr kritisches Stadium getreten war. Nach der Katastrophe von Frankreich[30] waren von Reichswegen die einschneidendsten Maßnahmen zur «totalen Mobilmachung» angeordnet worden. So wurden alle Theater und Opern und fast alle Orchester geschlossen. Auch das Straßburger Theater war

23 Recte: 6. Armee. Der als 8. Armee bekannte Großverband des Heeres wurde nach den Kämpfen in Polen 1939 an die Westfront verlegt und in 2. Armee umbenannt. Erst im August 1943 kämpfte wieder ein Truppenverband der Wehrmacht unter der Zählung «8. Armee», diesmal in der Ukraine.

24 Unabkömmlich.

25 Friedrich Schaffstein (1905–2001), Professor für Straf- und Strafverfahrensrecht sowie Dekan der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät.

26 Gerhard Mackenroth (1903–1955), Professor für Volkswirtschaftslehre.

27 Ernst Anrich (1906–2001), Professor für mittlere und neuere Geschichte und Dekan der Philosophischen Fakultät.

28 Joachim Werner (1909–1994), außerordentlicher Professor und Direktor des Seminars für Vor- und Frühgeschichte.

29 Seine Brüder waren Konrad (* 1934), Ulrich (* 1936), Albrecht (* 1938) und Gerhard (* 1939). Wolfgang Huber war am 12. August 1942 zur Welt gekommen.

30 Am 6. Juni 1944 waren die Alliierten in der Normandie gelandet und hatten am 25. August 1944 Paris zurückerobert. Am 9. September bildete Charles de Gaulle eine provisorische französische Regierung.

stillgelegt worden; das Orchester war aufgelöst, und Rosbaud[31] wurde an den Münchener Rundfunk (nach Bayreuth) verpflichtet, während Schauspieler und Schauspielerinnen, Musiker und Ballettmädchen in die Straßburger Rüstungsfabriken kamen. Auch für die Universitäten wurden starke Einschränkungen angekündigt. Aber der Erlaß des Ministers über die Schließung einer Reihe von Universitäten ließ auf sich warten. Während nun die meisten Rektoren diese Frist benutzten, um direkt oder indirekt für die Weiterführung ihrer eigenen Universität zu arbeiten, forderte unser Rektor geradezu die Schließung von Straßburg, in erster Linie unter dem Eindruck der bedrohlichen Lage, die durch den angloamerikanischen Vormarsch und durch die Luftangriffe für Straßburg entstanden war. So erklärte der Rektor nach dem 25. September dem Ministerium, er könne die Verantwortung für die Weiterführung des Lehrbetriebs in Straßburg nicht tragen. Ich hatte gegen diese Politik des Rektors immer erhebliche Bedenken, suchte auch durch Dahm[32] auf den Rektor und den Senat dahin zu wirken, daß ein solcher Antrag auf Stillegung der eigenen Universität nicht gestellt werde, und brachte dem Rektor auch persönlich zum Ausdruck, daß mir angesichts der weit stärkeren Luftbedrohung anderer Universitäten eine Schließung von Straßburg nicht angebracht erscheine, solange man die militärische Lage als halbwegs stabil betrachten dürfe. Aber der Rektor wies jede Vorstellung dieser Art mit einer aufbrausenden Schroffheit zurück. Ende Oktober vollzog sich dann aber in seiner Haltung eine Wendung um 180°. Es wurde bekannt, daß Freiburg und Heidelberg, die ebenso wie Straßburg von dem schließlich doch ergangenen Schließungserlaß des Ministers Rust betroffen waren, die Rücknahme der Schließungsanordnung erreicht hatten; das gleiche gelang fast allen anderen Hochschulen, die sich ernsthaft um die Weiterführung des Lehr- und Forschungsbetriebs bemühten. Nun wollte auch Straßburg nicht zurückstehen, und in vielen Eingaben forderten Rektor und Senat auch für Straßburg die Aufhebung des Erlasses. Das Ministerium aber konnte sich nicht entschließen. Offenbar wollte es dem Antrag nicht stattgeben; es wagte aber auch nicht, ihn abzulehnen, wohl aus Furcht vor dem Chef der Zivilverwaltung, der auch seinerseits die Weiterführung der Universität Straßburg forderte.

31 Hans Rosbaud (1895–1962), österreichischer Dirigent und Komponist, 1940–1945 musikalischer Leiter der Straßburger Philharmoniker. Mit «Bayreuth» ist die Nebenstelle des Reichssenders München gemeint.

32 Georg Dahm (1904–1963), Prorektor und Professor für Straf- und Strafverfahrensrecht sowie Mitdirektor des Instituts für Strafrecht.

Hochschulpolitisch war die Lage gründlich verfahren. Wenn man, wie damals wohl alle militärischen und politischen Stellen, mit Ruhe an der Vogesenfront während des Winters rechnete, so war nicht einzusehen, weshalb in Straßburg nicht ebensogut wie in Freiburg oder Heidelberg gelesen werden könne; im Gegenteil, es mußte dann aus politischen Gründen die Position im Elsaß gehalten werden. Nachdem aber nun die Schließung einmal angeordnet war, die Studenten Straßburg verlassen hatten, die Institute auch unentbehrliches Lehrmaterial verschickt hatten und ein Teil der Lehrkräfte schon vertretungsweise an andere Universitäten entsandt war, – nachdem vor allem das Semester nun bereits anderwärts begonnen hatte und die Studenten an ihren neuen Hochschulorten immatrikuliert waren, wäre eine nachträgliche Wiedereröffnung von Straßburg nicht zu rechtfertigen gewesen. Angesichts dieser paradoxen Situation war ich mit meinem eigenen Urteil im Zwiespalt. Ich war ursprünglich gegen die Schließung gewesen, mußte nun die Wiedereröffnung vom Standpunkt der Vernunft aus mißbilligen, während mir das Gefühl gebot, so lange in Straßburg zu bleiben, wie es nur irgend möglich sei. In meiner Fakultät stand ich mit dieser Bindung an Straßburg allerdings ziemlich allein.

[…]

Als[33] ich um 5 Uhr morgens meine Wohnung aufsuchte, traf ich vor dem Haus Frau Prof. Heimpel, die gerade von Falkau im bad. Schwarzwald,[34] ihrem Ausweichquartier, nach Straßburg gekommen war, um ihren Mann, der seit Dienstag, dem 21. November zusammen mit den Professoren Fricke[35] und Franz[36] zum Volkssturm[37] einberufen war, zu sprechen. Die Genannten waren einem fast ausschließlich aus Elsässern bestehenden Volkssturm-Bataillon zugeteilt, Heimpel als Kompanieführer, Franz als Zugführer, Fricke als Gruppenführer. Ich orientierte Frau Heimpel über die kritische Lage, und wir beschlossen, daß sie sich der Gruppe von Universitätsangehörigen, die ich um 12 Uhr aus der Stadt zu führen übernommen hatte, anschließen sollte.

[…]

33 Zusatz Hubers am Beginn des Kapitels über den 22. und 23. November 1944: «Niederschrift gefertigt in Heidelberg am 25. November 1944.»

34 Die befreundeten Familien Heimpel und Huber wohnten von 1944 bis 1949 zusammen in einem Haus der Familie Heimpel in Falkau im Hochschwarzwald.

35 Gerhard Fricke (1901–1980), Professor für Deutsche Sprache und Literatur, Mitdirektor der Abteilung für Deutsche Sprache und Literatur des Germanischen Seminars und Leiter des historisch-germanistischen Großseminars.

36 Günther Franz (1902–1992), Professor für Mittlere und Neuere Geschichte und Mitdirektor des Seminars für mittlere und neuere Geschichte.

37 Im sog. Deutschen Volkssturm wurden zum Ende des Krieges Männer zwischen 16 und 60 Jahren mobilisiert, die bis dahin von der Wehrpflicht ausgenommen waren.

In der Straße sah man derweil zahlreiche kleinere Gruppen deutscher Zivilisten und Soldaten, die in verschiedener Richtung davonstrebten. Einzelne deutsche Lastwagen und Personenwagen machten sich in Eile davon. Obwohl offensichtlich war, daß die für unseren Weg zu den Rheinbrücken entscheidende Hafenbrücke am Gudrunstaden[38] schon besetzt war, machte sich meine Gruppe (außer mir Frau Prof. Heimpel, Frau Niemeyer[39] und Herr Prof. Kirsch[40]) gegen ¾ 12 Uhr auf den Weg. Da Frau Heimpel unvorhergesehen mit dazugekommen war, fehlte uns ein Rad, so daß wir, um zusammenzubleiben, zu Fuß gehen und die (mit Koffern schwer beladenen) Räder schieben mußten. Am Fünfzehnerwörth[41] trafen wir auf etwa zwei Züge deutscher Infanterie, die sich nach Norden bewegten, jedoch nicht in der Lage waren, uns eine Auskunft über die militärische Situation zu geben. Vor dem Erreichen des Nibelungenstaden[42] erhielten wir MG.-[43] und Gewehrfeuer aus Richtung der Brücke, woraus sich mit Gewißheit ergab, daß die Brücke unpassierbar war. Wir durchquerten, häufig von Feuer erfaßt, den Stadtteil Fünfzehnerwörth und entschlossen uns nun, den offenen Rhein aufzusuchen. Die Brücke über den Rhein-Marne-Kanal,[44] die wir benutzten, war weder von feindlicher Seite bedroht noch von deutscher Seite gesichert. Im Stadtteil Ruprechtsau,[45] den wir passierten, war die Bevölkerung absolut ruhig; unsere Fragen nach dem rechten Weg wurden bereitwillig und zutreffend beantwortet. Während in der Stadt das heftige Feuer andauerte,[46] erreichten wir, hinter dem Ölhafen durchstoßend, die Rheinwaldungen und durch sie hindurch den offenen Rhein. Auf dem Weg waren wir vielfach auf kleinere und größere Gruppen von Soldaten gestoßen, die ebenfalls führungslos dem Rhein zustrebten. Nachdem wir eine Strecke rheinabwärts gelaufen waren, fanden wir zwei Nachen,[47] die am Ufer mit einer Kette befestigt waren. Ein Soldat hatte gerade die Kette gelöst. Zusammen mit mehreren Soldaten bestiegen wir das Boot, das erheblich voll Wasser stand und mit völlig unzulänglichem Rudergerät (ein gebrochenes Ruder, eine Stoßstange, eine Schöpfkelle, ein Karabiner) ausgerüstet war. Steuer fehlte ganz. Durch den mit einer Kette an unserem Boot befestigten zweiten Nachen wurden wir in der Überfahrt erheblich behindert. Erst nach längerer Zeit gelang es uns, das lästige

38 Die frühere und heutige Rue du Général Picquart.

39 Hella Niemeyer, Bibliothekarin in der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät.

40 Wilhelm Michael Kirsch (1899–1976), Professor für Betriebswirtschaftslehre und Direktor des Staatswissenschaftlichen Seminars.

41 Franz.: Conseil des XV, Stadtteil im Nordosten von Straßburg.

42 Die frühere und heutige Rue de Général Conrad.

43 Maschinengewehr.

44 Der 1853 fertiggestellte Kanal diente bis Ende des 20. Jahrhunderts dem Güterverkehr im Osten Frankreichs.

45 Franz.: Robertsau, Stadtteil im Norden von Straßburg.

46 Tatsächlich wurde Straßburg am 23. November von den Alliierten eingenommen.

47 Kleine, flache Boote.

48 Ulf Morgenstern: Die riskante «Rückkehr in das gesegnete

Beiboot abzuwerfen. Der Rhein, der starkes Hochwasser führte, drehte unser kaum steuerbares Boot immer wieder um die Achse und trieb uns wiederholt auf das linke Ufer zurück. Schließlich gelang es nach abenteuerlicher Fahrt doch, das rechte Ufer zu gewinnen. Ein Soldat, der einzige, den wir in den Uferbefestigungen bemerkten, setzte sich am Ufer neben unserm Boot in Laufschritt, fing die ihm zugeworfene Kette auf und zog uns an Land.

Ewald Grothe / Ulf Morgenstern

Volksbewusstsein im Schatten Stalingrads

Ein Kommentar

Als der deutsche Staatsrechtler Ernst Rudolf Huber am 24. November 1941 im Alter von achtunddreißig Jahren die Rede zur Eröffnung der Reichsuniversität Straßburg hielt, war dies ein besonderer Moment. Für ihn selbst bedeutete dies ganz sicher den Höhepunkt seines bisherigen wissenschaftlichen Lebens. Er repräsentierte die deutsche Rechtswissenschaft und stand an der Spitze der zu gründenden Rechts- und Staatswissenschaftlichen Abteilung in einer Fakultät von Juristen und Nationalökonomen, die sich als modern und zukunftsweisend verstand. Zudem bedeutete die Eröffnung in Straßburg für viele der Beteiligten eine «Rückeroberung» des Elsass nach über zwanzigjähriger französischer Herrschaft und darüber hinaus die Hoffnung auf eine Revitalisierung der Wissenschaften unter reichsdeutschen Vorzeichen. Huber persönlich verstand seine Berufung, das kommt in vielen Passagen seiner *Straßburger Erinnerungen* zum Ausdruck, als eine «Rückkehr in das gesegnete rheinische Land».[48] Er stammte aus dem linksrheinischen Oberstein an der Nahe (heute zu Idar-Oberstein gehörig), das im Fürstentum Birkenfeld lag und eine Exklave des Großherzogtums Oldenburg im Rheinland bildete. Und tatsächlich schien er sich mit Landschaft und Leuten weder in Kiel noch in Leipzig wirklich heimisch gefühlt zu haben.

Huber wurde 1903 in einer Kaufmannsfamilie geboren[49] und trat als Heranwachsender dem Nerother Wandervogel bei, einem Zweig der Jugendbewegung. Zu Beginn der 1920er-Jahre absolvierte er ein Studium der Rechtswissenschaft in München und Bonn. Als Student lernte er dort seinen zukünftigen Doktorvater, den damals bereits berühmten Staatsrechtler Carl Schmitt,[50] kennen, bei dem seine spätere Ehefrau Tula Simons zeitweilig als Assistentin arbeitete. 1926 schloss er seine Promotion über ein staatskirchenrechtliches Thema ab. Nebenbei publizierte er auch in nationalkonservativen Publikumszeitschriften und machte hier aus seiner kritischen Haltung gegenüber der Weimarer Reichsverfassung keinen Hehl. Ende der 1920er-Jahre wechselte er zu Heinrich Göppert an das Bonner wirtschafts- und industrierechtliche Seminar, an dem er sich 1931 mit einer umfangreichen Studie zum Wirtschaftsverwaltungsrecht habilitierte.

Im Jahr 1933 befand sich der gerade einmal dreißig Jahre alte

48 Ulf Morgenstern: Die riskante «Rückkehr in das gesegnete rheinische Land». Über Ernst Rudolf Hubers sächsische und elsässische Jahre und deren Darstellung in seinen «Straßburger Erinnerungen», in: Ders./Ronald Lambrecht (Hg.): «Kräftig vorangetriebene Detailforschungen». Aufsätze für Ulrich von Hehl zum 65. Geburtstag, Leipzig/Berlin 2012, S. 243–273.

49 Zur Biographie kompakt: Ewald Grothe: Ernst Rudolf Huber. Rechtswissenschaftler (1903–1990), in: Landschaftsverband Rheinland (Hg.): Internetportal Rheinische Geschichte (2020) sowie Christoph Gusy: Ernst Rudolf Huber (1903–1990) – vom neohegelianischen Staatsdenken zur etatistischen Verfassungsgeschichte, in: Peter Häberle u.a. (Hg.): Staatsrechtslehrer des 20. Jahrhunderts. Deutschland, Österreich, Schweiz, Boston/Berlin 2015, S. 641–653. Ausführlich zum Werk: Ralf Walkenhaus: Konservatives Staatsdenken. Eine wissenssoziologische Studie zu Ernst Rudolf Huber. Berlin 1997. Zwölf Studien zu Person und Werk finden sich in Ewald Grothe (Hg.): Ernst Rudolf Huber. Staat – Verfassung – Geschichte, Baden-Baden 2015.

50 Zum Verhältnis der beiden: Ewald Grothe (Hg.): Carl Schmitt – Ernst Rudolf Huber. Briefwechsel 1926–1981. Mit ergänzenden Materialien, Berlin 2014.

Abb. 1
Der Wanderer in der Landschaft. Ernst Rudolf Huber in den Vogesen.

Privatdozent Ernst Rudolf Huber kurz vor einer Berufung. Durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten ergriff er im Mai die Chance, den Lehrstuhl des aus politischen Gründen entlassenen Staats- und Völkerrechtlers Walther Schücking an der Universität Kiel zu übernehmen. Huber vermochte es in nur wenigen Jahren, eine Schlüsselposition im deutschen Verfassungsrecht zu erlangen. Er wurde Herausgeber einer einflussreichen Zeitschrift sowie einer Lehrbuchreihe und wirkte an der Revision der juristischen Studienordnung mit. Außerdem veröffentlichte er 1937 das wohl bedeutendste und 1939 erweitert erscheinende Studienbuch zum Staatsrecht.[51] 1937 wechselte er von Kiel an die Universität Leipzig, da sich dort durch den Sitz der obersten Reichsgerichte eine angesehene Juristenfakultät befand. Hier baute Huber sein staatswissenschaftliches Netzwerk weiter aus, wovon später die von ihm maßgeblich gesteuerte Berufungspolitik in Straßburg profitieren sollte.[52]

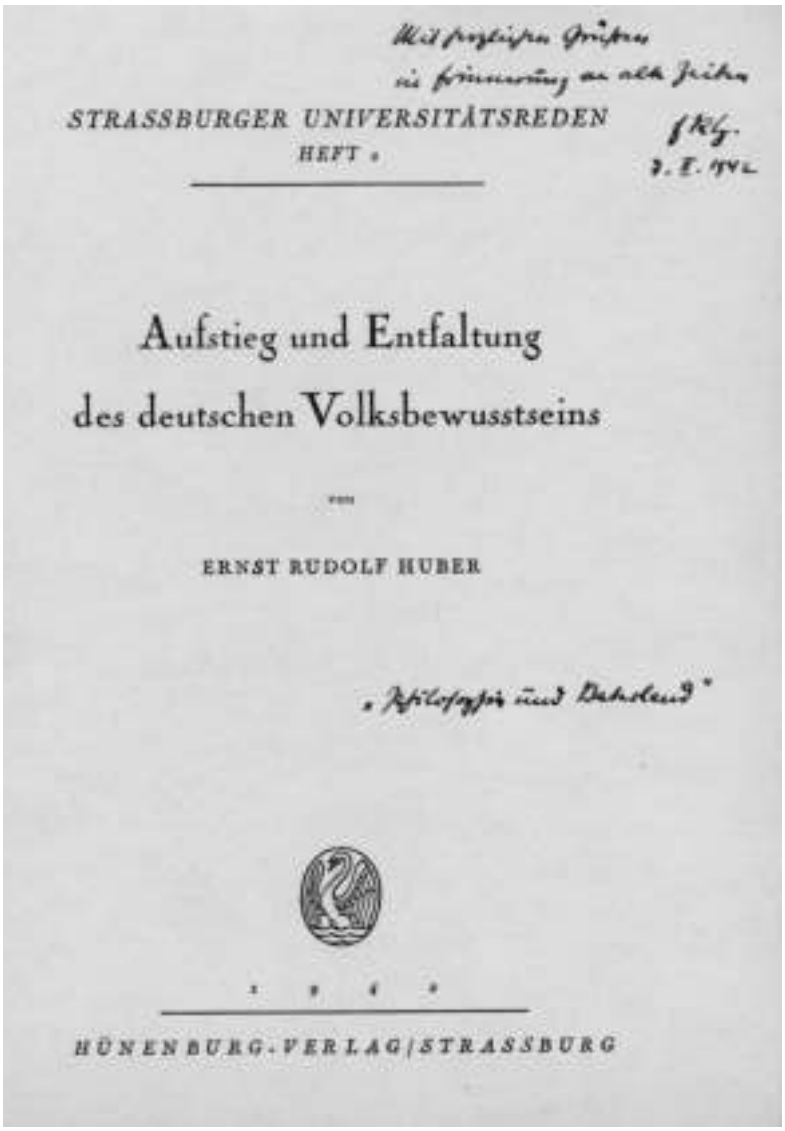
51 Ewald Grothe: Zwischen Geschichte und Recht. Deutsche Verfassungsgeschichtsschreibung 1900–1970, München 2005, S. 172–214.

52 So auch Ulf Morgenstern: Kiel – Leipzig – Straßburg – Göttingen. Oder doch wieder nach Kiel? Über ein juristisches «Old-Boys-Network» und die vermeintlich zufälligen Berufungswege befreundeter Wissenschaftler, in: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 16 (2013), S. 313–339.

Es ist bemerkenswert, dass ausgerechnet ein Staatsrechtler wie Huber ausgewählt wurde, um nach den Eröffnungsreden des Vortags am 24. November 1941 die erste akademische Vorlesung an der neuen Reichsuniversität zu halten. Nach Hubers späterer Darstellung war eigentlich der mit ihm befreundete Mittelalterhistoriker Hermann Heimpel für den Vortrag vorgesehen gewesen. Doch nach dem Einspruch des Sicherheitsdienstes sei er als Ersatz nominiert worden. Er bemerkte in seinen Erinnerungen, er habe es als seine Aufgabe angesehen, «mit den großen und glanzvollen Wirkungen, die sich aus der Entstehung des Nationalbewußtseins ergaben, auch die Gefahren und Fragwürdigkeiten anzudeuten, die notwendig aus der bewußtseinsmäßigen Erfassung und rationalen Steigerung der Nationalidee hervorgingen».

Hubers Vortrag[53] stellte die Entwicklung des Volksbewusstseins als einen langfristigen Prozess dar, dessen Beginn er in das späte 18. Jahrhundert datierte. Hier habe sich der Reichspatriotismus in einen Staatspatriotismus umgeformt. Die Begegnung von Herder und Goethe in Straßburg sei dafür ein wichtiger Markstein gewesen und habe den Durchbruch zur Entstehung eines gesamtdeutschen Nationalbewusstseins bedeutet. Wichtige ideengeschichtliche Stationen machte Huber im Anschluss in den Schriften von Möser, Fichte und schließlich Hegel aus. Erst Hegel habe dann den politischen Volksbegriff geprägt, aus dem das Volksbewusstsein erwachsen sei. Die Gedanken dieser Geistesgrößen hätten dazu beigetragen, «die partikularistische Aufspaltung des deutschen Volkes zu überwinden, ein deutsches Einheitsbewußtsein zu schaffen» und die Verbundenheit zwischen Kultur und Gemeinschaft wirkungsvoll zu vermitteln. Huber versuchte mit dem Bezug auf die deutsche Geistesgeschichte den Zusammenhalt der deutschen Bevölkerung im Krieg zu stärken. Wenn die Ausführungen der Druckfassung aus dem Winter 1942 mit denen der Rede aus dem November 1941 übereinstimmen – worauf der Abgleich mit den Stichworten eines Zeitungsberichts hindeutet –, dann glitt Huber bei seinem Vortrag, in dem er sich um elsässische und Straßburger Identitätsstiftung sowie um die Stärkung des Nationalbewusstseins als einer «Abstammungs- und Bildungsgemeinschaft» bemühte, gelegentlich ins Metaphy-

53 Die spätere Druckfassung: Ernst Rudolf Huber: Aufstieg und Entfaltung des deutschen Volksbewusstseins, Straßburg 1942. Der Text umfasste in der Druckversion 24 Seiten und erschien als Heft 2 der «Straßburger Universitätsreden».



STRASSBURGER UNIVERSITÄTSREDEN
HEFT 4

Aufstieg und Entfaltung
des deutschen Volksbewusstseins

von

ERNST RUDOLF HUBER

HÜNENBURG-VERLAG/STRASSBURG

Abb. 2
«In Erinnerung an alte Zeiten»: Anfang Februar 1942 widmete Ernst Rudolf Huber seinem Schüler Hellmut Becker die Publikation seiner Straßburger Eröffnungsrede und notierte, was beide im Geiste verband: «Philosophie und Vaterland». Becker war Huber 1937 von Kiel nach Leipzig gefolgt und hatte ab 1939 in einer Einheit der Wehrmacht in Galizien und auf dem Balkan gekämpft. Huber verschaffte dem im Herbst 1941 schwer Verwundeten zur Vollendung seiner Doktorarbeit ein Stipendium in Straßburg, das Becker Anfang 1943 antrat. Sein Jugendfreund und Jahrgangsgenosse, der gebürtige Straßburger Georg Picht (1913–1982), vermittelte ihm ein Zimmer im Hause Carl Friedrich von Weizsäckers (1912–2007). Straßburg wurde zum Durchlauferhitzer für einen elitären Kreis, den die «alten Zeiten» zusammenschweißten, auch wenn man sich in der Bundesrepublik nicht an alle «alten Zeiten» erinnern wollte.

sische ab. Ein ideologisch aufgeladenes Pathos und die Verwendung eines Schlagwortes wie «Totalität» entsprachen dennoch den Erwartungen des Publikums. Vor allem aber war es das hochgestimmte Ende des Vortrags, in dem Huber die «Aufgabe unserer Generation» umriss, «Begriff und Wesen des Volkes neu zu bestimmen». Man befinde sich in einer «europäischen Revolution», die zur «Reinigung und Festigung deutschen Wesens» und «zur Erfüllung seiner Sendung» führe. Diese Art von übersteigerter Wortgewalt findet sich in vielen zeitgenössischen Ansprachen. Hubers Stil zeichnet sich aber dadurch aus, dass er direkte ideologische Bekenntnisse vermied; es handelt sich um einen bewusst unscharf formulierten Text, der mehr durch kaskadenartiges Pathos als durch exakte Terminologie bestimmt ist.

Die von Huber in seinen Erinnerungen angedeuteten Bemerkungen über «Gefahren und Fragwürdigkeiten» der Nationalidee lassen sich, wenn überhaupt, dann allenfalls zwischen den Zeilen erahnen. Werkgeschichtlich handelt es sich bei der Eröffnungsvorlesung jedenfalls um skizzierende Gedanken, die Huber in einer zwischen 1941 und 1944 im Manuskript entstehenden, aber später nie veröffentlichten umfangreichen Geschichte des «Deutschen Staatsdenkens von Leibniz bis Hegel» ausführlich darstellte.[54]

Zur Rezeption seiner Ausführungen bemerkte der Hochschullehrer etwas lakonisch: «Ob dieser tiefere Sinn des Vortrages allgemein begriffen wurde, ist mir zweifelhaft.» Zumindest lobte wenige Tage später ein Artikel in den «Straßburger Neuesten Nachrichten» die «gedankentiefe und überaus klar disponierte Vorlesung», die in dem «bis zum letzten Platz mit Hörern gefüllten» Lichthof der Universität stattgefunden und «ein überaus starkes Echo» hervorgerufen habe.[55]

Die Berufung nach Straßburg bedeutete für Huber die Chance, eine Fakultät vollständig neu aufzubauen. Und tatsächlich entwickelte sich die Universität zunächst ganz nach seinen Wünschen, da es gelang, qualifizierte Wissenschaftler an die vier Fakultäten – die Naturwissenschaftliche, Philosophische, Medizinische sowie die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät – zu locken.[56] Dazu zählten der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker und der Historiker Hermann Heimpel. Doch die Stim-

54 Bundesarchiv Koblenz, N 1505, Nr. 24, 205, 206. Das Manuskript umfasst zwölf Kapitel mit fast 1500 Seiten.

55 Ch.: Festvorlesung in der Universität Straßburg. Reichsminister Rust bei der ersten Vorlesung unserer Reichsuniversität, in: Straßburger Neueste Nachrichten, Nr. 326 vom 25.11.1941.

56 Dazu Herwig Schäfer: Juristische Lehre und Forschung an der Reichsuniversität Straßburg 1941–1944, Tübingen 1999. Generell zum Rahmen: Rainer Möhler: Die Reichsuniversität Straßburg 1940–1944. Eine nationalsozialistische Musteruniversität zwischen Wissenschaft, Volkstumspolitik und Verbrechen, Stuttgart 2020. Zu Huber und zur Fakultät ebd., S. 429–439; zur Eröffnungsfeier: ebd., S. 28–37.

mung im Reich, in Elsass-Lothringen und an der Reichsuniversität schlug um, als die Niederlage der Wehrmacht vor Stalingrad im Januar 1943 bekannt wurde. Die Kapitulation wurde als Drama und Katastrophe aufgefasst; sie führte kurzfristig zu einer «Jetzt-erst-recht»-Haltung, langfristig aber zu einer Verunsicherung und Desillusionierung.[57] Höhepunkt dieser Unsicherheit war die Verlegung der Universität nach Tübingen im Herbst 1944, als die amerikanischen Truppen von Westen heranrückten. Am 22. und 23. November verließen die letzten Universitätsangehörigen, unter ihnen Ernst Rudolf Huber, die elsässische Metropole. Mit dem nun beginnenden Ende des Weltkrieges und der NS-Herrschaft war auch das wissenschaftspolitische Experiment der Reichsuniversität Straßburg gescheitert.

Zunächst floh Huber von Straßburg nach Heidelberg. An der dortigen Universität übernahm er auf Vermittlung seines früheren Bonner Mitdoktoranden Ernst Forsthoff im Wintersemester 1944/45 einen Lehrauftrag für Öffentliches Recht, nachdem der bisherige Lehrstuhlinhaber Carl Bilfinger nach Berlin gewechselt war. Danach begannen Jahre der Stellungslosigkeit. Von Frühjahr 1945 bis 1947 lebte er ohne feste Arbeit mit seiner Familie im Ferienhaus seines Kollegen Hermann Heimpel in Falkau im Schwarzwald. Nach einem Umzug innerhalb Falkaus wohnte die Huber-Familie ab 1949 in Freiburg im Breisgau. Hier erhielt der Öffentlichrechtler ab 1952 einen Lehrauftrag und wurde 1956 zum Honorarprofessor an der Universität Freiburg ernannt. Erst 1957 wurde er an die winzige Hochschule für Sozialwissenschaften nach Wilhelmshaven berufen, die 1962 geschlossen und in die Universität Göttingen eingegliedert wurde. An der Georgia Augusta lehrte Huber bis zu seiner Emeritierung 1968. Danach lebte und arbeitete er bis zu seinem Tod 1990 in Freiburg. In den Jahren zwischen 1957 und 1984 entstand die sieben Textbände umfassende «Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789», die er bereits in der Elsässer Zeit begonnen hatte.

Die Straßburger Jahre hat Huber bis zuletzt als einen wichtigen beruflichen wie privaten Lebensabschnitt angesehen. Privat war es die enge Bindung zur Familie und das Kriegserlebnis, beruflich die einflussreiche Position mit viel Gestaltungsspielraum an der Universität. Der Zusammenhalt innerhalb der Fakultät war äu-

57 Ob es ab 1944 zu einer nachhaltigen Distanzierung vom NS-Regime kam, ist nicht exakt zu klären: Ewald Grothe/Reinhard Mehring: Das Problem des «geheimen Gesetzes» und die Grenze des «Führernotrechts». Erstveröffentlichung von Ernst Rudolf Hubers Vortrag «Gesetz und Maßnahme» aus dem Wintersemester 1944/45, in: Der Staat 55 (2016), S. 69–96.

ßerst eng, was dazu führte, dass die hier geschlossenen oder sich fortsetzenden Freundschaften und beruflichen Netzwerke bis weit in die Zeit nach 1945 wirkten.[58]

Huber hat nicht nur ausführliche Erinnerungen über die vier Straßburger Jahre verfasst, sondern sie auch in mehreren autobiographischen Skizzen verarbeitet. Diese liegen handschriftlich überliefert im Nachlass Hubers im Bundesarchiv Koblenz[59] und wurden 1999 von seiner Witwe Tula Huber-Simons in ein maschinenschriftliches Manuskript von insgesamt 350 Seiten übertragen. Sie wollte es innerfamiliär bekannt machen und ließ dafür fünfzig Exemplare herstellen.[60]

Die Straßburger Aufzeichnungen umfassen 200 Seiten und sind zwischen November 1944 und Januar 1945 in Heidelberg entstanden. Die Flucht aus Straßburg hat Huber wenige Tage später in einer sechs Seiten umfassenden Notiz festgehalten, während er die ausführlichen Erinnerungen in den nachfolgenden Monaten niederschrieb. Nach Einschätzung von Tula Huber-Simons sei ihr Mann «bei aller Selbstreflexion eines 41-Jährigen vor ungewisser Zukunft doch zugleich um einen distanzierten Erzählton bemüht». Sie bemerkt weiter, dass nach 1941 eine Gestapo-Akte angelegt worden sei, weil «bekannt geworden war, daß Ernst Rudolf Huber die Einziehung von Elsässern zur Wehrmacht als völkerrechtswidrig bezeichnet hatte.» Aus Gründen der Geheimhaltung habe Huber «manche Ereignisse und Fragen, die ihn beschäftigt haben, nicht erwähnt».[61] Tatsächlich hebt Huber die später von ihm mitgeteilten Kontakte zum Widerstand hier nicht besonders hervor. Generell ist Kritik am Regime, wenn überhaupt, allerhöchstens subkutan erkennbar. Es dominiert vielmehr eine positive Erzählhaltung, welche die Straßburger Zeit als besonderen Lebensabschnitt herausstellt. Trotz schwieriger Rahmenbedingungen hätten alle Beteiligten die zahlreichen Herausforderungen durch gemeinsame Anstrengung bewältigt.

Bei späteren Erinnerungen[62] konnte Huber anders verfahren. Als er 1946/47 im Zuge der Entnazifizierung mit Verhör und Verhaftung rechnete, sah er sich gezwungen, eine Rechtfertigungsschrift zu verfassen, in der er insbesondere seine von der NS-Ideologie unabhängige Denkhaltung und die Verbindungen zum NS-Widerstand ausdrücklich hervorhob.[63]

58 So blieb beispielsweise die Verbindung mit der Familie Becker lebenslang bestehen. Sein Schüler Hellmut Becker verteidigte Huber im Entnazifizierungsverfahren. Dazu Grothe: Briefwechsel, S. 496–504; Ulf Morgenstern: «Philosophie und Vaterland». Ernst Rudolf Huber und Hellmut Becker, in: Ewald Grothe (Hg.): Ernst Rudolf Huber. Staat – Verfassung – Geschichte, Baden-Baden 2015, S. 71–99.

59 Bundesarchiv Koblenz, N 1505, Nr. 710, 786.

60 Ernst Rudolf Huber: Autobiographische Aufzeichnungen. [Freiburg im Breisgau] 1999, Vorwort, S. I–III.

61 Ebd.

62 So die als Anhang zur Edition des Briefwechsels wiedergegebenen Aufzeichnungen aus den 1960er- und 1980er-Jahren: Grothe, Briefwechsel, S. 556–581.

63 Das sogenannte «Exposé», das er im März 1947 an den Göttinger Staats- und Kirchenrechtler Rudolf Smend sandte. Ebd., S. 494–496, S. 520–556.

Bildnachweis:
Abb. 1: Privatarchiv Gerhard Huber. – Abb. 2: Privatnachlass Hellmut Becker (Nicolas Becker, Berlin).

Frank Rexroth

Die Halkyonischen Tage

Professor Heimpel zwischen Zauber und Alb

Am 8. Mai 1945 war Hermann Heimpel mit seinem Kollegen und Freund Ernst Rudolf Huber zum Holzen im Wald gewesen, hinter dem Heimpel'schen Haus zu Falkau im Schwarzwald. Das Dorf war zu diesem Zeitpunkt schon seit zwei Wochen französisch besetzt gewesen. Vorsicht war durchaus geboten, denn immerhin war er, der Ordinarius für Geschichte, genau wie der Jurist Huber von 1941 bis zum November 1944 einer der führenden Köpfe der sogenannten Reichsuniversität Straßburg gewesen, ja sogar einer, den man zuvorderst mit diesem weltanschaulichen Projekt einer nationalsozialistischen Universität unter direkter Oberaufsicht durch die Reichsspitze in Verbindung brachte. Dass er schikaniert würde, dass er vielleicht sogar Schlimmeres zu gewärtigen hatte, stand zu befürchten. Doch die Nordafrikaner unter den Besatzern, «Spahis – gläubige Moslem» [sic], requirierten nichts «außer unseren Bettvorlegern als Gebetsteppiche», so erinnerte sich Heimpel nach vierzig Jahren. «‹Wirkliche› Franzosen» seien auch dagewesen, hätten durchaus geplündert, aber in Maßen «und nie bei Dunkelheit: die auseinanderliegenden Höfe waren der Sage vom Werwolf günstig».[1] Ganz so unbegründet waren die Sorgen der Soldaten indes nicht gewesen. Auf den Endkampf eingeschworene Hitlerjungen töteten in jenen Apriltagen im nahen Wiesental noch die örtlichen Zwangsarbeiter. Unangenehm war sicher, dass die Besatzer Ende Mai das Heimpel'sche Haus penibel nach dem Straßburger Kollegen August Hirt durchsuchten, dem Initiator jener Aktion, die 86 jüdische Insassen des Vernichtungslagers Auschwitz, verlegt ins KZ Natzweiler-Struthof, das Leben kostete – es war Hirts Plan gewesen, der Straßburger Anatomie zu einer rassekundlich wertvollen Schädelsammlung zu verhelfen. Heimpel und Huber wurden verhört, aber alles, was blieb, waren vage Gerüchte, dass der Historiker etwas von dem untergetauchten Hirt gewusst habe. Bestätigt werden konnten diese Gerüchte nie, selbst dann nicht, als man erfuhr, dass sich Hirt am 2. Juni nur wenige Kilometer weiter südlich im Wald von Schluchsee-Schönenbach das Leben genommen hatte.[2]

Die wirkliche Zäsur aber, der katastrophale Einbruch in die Routinen des eigenen Lebens, bestand nach Heimpels wie Hubers Erinnerung in der Flucht aus Straßburg am 23. November

1 Brief Heimpels von 1985-04-10 an die Hessische/Niedersächsische Allgemeine. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Cod. Ms. H. Heimpel, E3: 5, 11. Sofern nicht anders angegeben, beziehen sich sämtliche folgenden Nachweise auf diesen Nachlass.

2 Hans-Joachim Lang: Die Namen der Nummern. Wie es gelang, die 86 Opfer eines NS-Verbrechens zu identifizieren, Hamburg 2004; Christian Heimpel: Bericht über einen Dieb, Ndr. Göttingen 2004, S. 13f. Anfrage des Anatoms F. H. Kasten aus New Orleans von 1988-01-19 mit Heimpels Antworten an Kasten und einem Brief an die Freunde Weizsäcker E3: 5,11. Zur Reichsuniversität Rainer Möhler: Die Reichsuniversität Straßburg 1940–1944. Eine nationalsozialistische Musteruniversität zwischen Wissenschaft, Volkstumspolitik und Verbrechen, Stuttgart 2020.

1944, auf den Tag genau drei Jahre nach der feierlichen Eröffnung der Reichsuniversität, ausgelöst durch die unerwartet schnell in die Kernstadt vorgedrungenen alliierten Kräfte.[3] Der Volkssturmmann Heimpel war über die Rheinbrücke entkommen, seine Frau Elisabeth, die mitten in der Stadt beim Rabenplatz einer amerikanischen Panzerabteilung begegnet war, war gemeinsam mit Huber und ein paar anderen Universitätsangehörigen zum Rhein geeilt. Dort fanden sie ein Ruderboot ohne Ruder und schafften es unter großen Mühen, zum rechten Ufer überzusetzen.[4] «Straßburg», die biographische Episode von nur drei Jahren, endete in einem Debakel. So war es dieses Datum, dessen sich die beiden exponierten Angehörigen der Reichsuniversität künftig als ihrer entscheidenden Niederlage erinnerten. Es gebe Augenblicke, so schrieb der Historiker in der Vorweihnachtszeit 1955 an seinen Freund, «an denen das alte Straßburg wieder hochkommt. So auch, wenn, wie vorgestern, ich die Höflichkeiten von ‹Franzosen› entgegennehme, die nichts als Elsässer sind und die mir im Jahre 1945 den Hals umgedreht hätten».[5]

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Heimpel in Göttingen längst erneut eine stattliche akademische Existenz aufgebaut. Dass ihm in der niedersächsischen Universitätsstadt ein Max-Planck-Institut auf den Leib geschneidert würde, war bereits eine beschlossene Sache.[6] Wie seit seinen Freiburger Anfängen als Hochschullehrer, seinen sieben Leipziger und den drei Straßburger Jahren galt er immer noch als der Shooting Star unter den deutschen Mittelalterhistorikern. Man bewunderte ihn als hervorragend ausgebildeten, handwerklich tadellos arbeitenden und überaus originellen Kopf mit einer besonderen rhetorischen Begabung, als einen Meister des Bonmots und des ganz großen Entwurfs zugleich, als einen Mann, der das Kunststück fertigbrachte, im wissenschaftlichen Feld einen literarisch angehauchten Personalstil zu kultivieren und damit vor den strengen Augen des zünftischen Publikums, das derartigen Feinsinn normalerweise nicht goutierte, zu bestehen. Symbiotisch nährten sich die Fachkollegen von der Prominenz, die er ihrem Fach verschaffte, und sahen es ihm nach, dass aus seinem ambitionierten monographischen Plan einer *Deutschen Geschichte* nichts wurde.[7] Außerhalb der Fachwissenschaft hatte er sich als Autor eines autobiographischen

3 Zu Heimpels Straßburger Zeit Pierre Racine: Hermann Heimpel à Strasbourg, in: Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle (Hg.): Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt/M. 1999, S. 142–158.

4 Ernst Rudolf Huber: Autobiographische Aufzeichnungen. 1999, masch., UB Freiburg, S. 200–203. Vgl. in diesem Heft S. 5ff.

5 E1: 654, Brief 1955-12-01.

6 Peter Schöttler: Das Max-Planck-Institut für Geschichte im historischen Kontext. Die Ära Heimpel, Preprint 2, Berlin 2017.

7 Ernst Schulin: Hermann Heimpel und die deutsche Nationalgeschichtsschreibung, Heidelberg 1998.

8 Das Ringen um den Schlemmer'schen Persilschein lässt sich nachvollziehen anhand von E1: 1348A.

Abb. 1
Die Seminarbibliotheken auszustatten war Aufgabe der Neuberufenen. Die Seminare der Philosophischen Fakultät wurden vom Dekan angewiesen, neue Bücher entweder zu bestellen oder «sicherzustellen».

Romans (*Die halbe Violine*, 1949), als Redner und als Rektor der Göttinger Universität (ab dem Wintersemester 1953/54) einen Namen erworben.

Nach menschlichem Ermessen ging es ihm also gut, und der Prozess der Entnazifizierung bescherte ihm keine Schwierigkeiten, war er doch trotz seiner soterologisch überhöhten Verehrung für Adolf Hitler und für die Idee des «Dritten Reichs» nie in die NSDAP eingetreten. Er war keiner, der um Persilscheine bitten musste, sondern er schrieb solche für andere, ob sie es verdient hatten oder nicht: für den unverdächtigen Freiburg-Straßburger Buchhändler Hans Ferdinand Schulz, aber auch für den Kurator der Reichsuniversität und badischen Gaustudentenführer Richard Scherberger, für den Pharmakologen Ferdinand Schlemmer, der versucht hatte, eine Straßburger Habilitation mit dem Verweis auf die sozialdemokratische Vergangenheit des Habilitanden zu torpedieren, sowie für den engen Freund Ernst Rudolf Huber, der nach 1933 als nationalsozialistischer Karrierejurist mit der juristischen Apologie des Führerstaats reüssiert hatte.[8] Ehemalige Straßburger wie Hans Galinsky, Anglist und vormals Mitbegründer sowie erster «Stützpunktleiter» der NSDAP-Ortsgruppe von Manchester, baten ihn um Empfehlungsschreiben. Er verwandte sich vor der «Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft», der Vorgängerorganisation der Deut-

schen Forschungsgemeinschaft, für Kollegen, die es nicht so gut getroffen hatten wie er und auf ihre Übernahme an eine andere Hochschule lange warten mussten, so etwa für den Kunsthistoriker und «strammen Nazisten» Hubert Schrade, der früh im Ruf gestanden hatte, ein Denunziant zu sein.[9]

Aber «das alte Straßburg» kam eben doch immer wieder «hoch». «In solchen November- und Dezembertagen», so bestätigte Ernst Rudolf Huber, hole wohl alle Ehemaligen «die freundlich-schmerzliche Erinnerung an Straßburg» ein – «Zauber und Alb zugleich. Wahrscheinlich ist das Verhältnis der Elsässer zu uns von ähnlicher Ambivalenz.» Eigentlich, so Huber, könnten sie ja nicht über diese klagen; «sie hätten uns vor zehn Jahren übel mitspielen können, wenn sie gewollt hätten. Statt dessen ist mir von ihnen nur Gutes widerfahren, und Dir wohl auch.»[10] Heimpel haderte trotzdem mit diesem irgendwie unabgeschlossenen Kapitel seiner Biographie, klagte, dass die französischen Kollegen sich ruhig einmal bei ihm bedanken könnten für seine Verdienste um die Erweiterung und Ordnung der dortigen Seminarbibliothek. Sie sei vor seiner Ankunft «ein wüster Haufen ungebundener Schriften zur Französischen Revolution» gewesen, er persönlich habe den Buchbinder bestellt, die Katalogisierung veranlasst und schließlich «dreißigtausend wohlgebundene und wohlgeordnete Bände» zurückgelassen. Aber ganz so einfach war die Sache dann doch nicht, das sah auch er: «Natürlich war die Reichsuniversität mit einer schlechten Sache verquickt, und wir haben keinen Grund zur übermäßigen Empfindlichkeit.»[11]

Worüber hätte man sonst sprechen können? Da wäre die Liquidation Marc Blochs gewesen, des größten Straßburger Historikers und vertriebenen Vorgängers, des Widerstandskämpfers, der von der Gestapo gefoltert und schließlich bei Lyon füsiliert wurde, an einem jener Junitage 1944, an denen die Heimpels mit den Hubers sämtliche Klaviersonaten Beethovens hörten – der rührige Hans Rosbaud hatte einen entsprechenden Zyklus organisiert. Lebhaft diskutierten die deutschen Mandarine im Anschluss die Interpretation einer Sonate durch Edith Picht-Axenfeld.[12] Man hätte eingehen können auf Heimpels eigenen wissenschaftlichen Beitrag zu der Lehre, dass das Elsass unwi-

9 E1: 1398. Dietrich Schubert: Heidelberger Kunstgeschichte unterm Hakenkreuz. Professoren im Übergang zur NS-Diktatur und nach 1933, in: Ruth Heftrig/Olaf Peters/Barbara Schellewald (Hg.): Kunstgeschichte im «Dritten Reich». Theorien, Methoden, Praktiken, Berlin 2008, S. 71–83.

10 E1: 654, Heimpel 1955-12-01, Huber 1955-12-22.

11 Zitiert bei Frank Rexroth: Keine Experimente! Hermann Heimpel und die verzögerte Erneuerung der deutschen Geschichtsforschung nach 1945, in: Dirk Schumann/Désirée Schauz (Hg.): Forschen im «Zeitalter der Extreme». Akademien und andere Forschungseinrichtungen im Nationalsozialismus und nach 1945, Göttingen 2020, S. 297–325, dort S. 319.

12 Huber: Autobiographische Aufzeichnungen, S. 166f.

derruflich deutsch sei in seiner Zuordnung zum ersten, zweiten und dritten Reich, *in saecula saeculorum*.[13] Man hätte sich an die Versuche zur Umerziehung von Elsässern erinnern können, die es größtenteils mit Frankreich hielten und die sich auch vom deutsch-französischen «Dozentenlager» im Rippoldsauer Schwarzwaldhotel nicht umstimmen ließen, feuchtfröhliche Nächte hin oder her. Ja, überhaupt hätte man das fast unheimlich angenehme Leben auf einer Insel der Seligen ansprechen können, die halkyonischen Tage in einer Zeit, in der der Briefträger die Hiobsbotschaften von den Gefallenen brachte, von Schülern, Freunden und Freundeskindern. In Straßburg dagegen lebte man in «einer Kolonie von halben und ganzen Nicht-Nazis», man gehörte zu einer Gruppe «ansehnlicher Leute […], die vom Dritten Reich und vom Krieg so viel wie möglich verpassen wollten» – und sich den Luxus leisteten, das Zeitgeschehen durchaus kritisch zu kommentieren.[14]

Straßburg wurde lange Zeit nicht bombardiert. Die Deutschen lebten dort gut, in der Stadt, die doch anders als Rothenburg oder Dinkelsbühl kein Idyll, sondern eine moderne Metropole in mittelalterlichem Gewand war.[15] Sein ihm vorausgereister Assistent Hermann Mau hatte Heimpel schon im Mai 1941 brieflich eingestimmt: «Straßburg empfing mich bei strahlendem Sonnenwetter, die Kastanien und der Flieder blühen. Der Zauber der Stadt, dem man sich nicht entziehen kann, besiegt alle Nachdenklichkeiten, wie sie eine solche Umstellung [das Übersiedeln von Leipzig ins Elsass, F.R.] nun einmal mit sich bringt.»[16] Dass man im Elsass dann auch noch die Geschichte des deutschen Mittelalters treiben dürfe, sei «ein Geschenk des Himmels», so verkündete Heimpel selbst bald, «die Zeugen des deutschen Mittelalters stehen um uns».[17] Natürlich blieb man auch hier von den Einschlägen der Zeit nicht verschont. Gestapo und SS forschten auch an der Universität nach dem elsässischen Untergrund, auch eine von Heimpels Studentinnen wurde von der SS vorgeladen («mit sämtlichen Ausweispapieren und etwas Kleidung»), gegen das Auto des Chefs der Zivilverwaltung wurde mitten in der Stadt eine Handgranate geschleudert.[18] Doch erst ganz allmählich wurde es unbequemer. Ausgebombte Kölner, verstört und orientierungslos, strömten eines Tages vom Bahnhof in die Innenstadt

13 Hermann Heimpel: Die Erforschung des deutschen Mittelalters im deutschen Elsaß, in: Straßburger Monatshefte 5 (1941), S. 738–743.

14 Erich Kuby: Mein Krieg. Aufzeichnungen aus 2129 Tagen. 3. Aufl. Berlin 2010, S. 421–424.

15 Heimpel: Die Erforschung des deutschen Mittelalters im deutschen Elsaß, S. 740.

16 Brief Hermann Mau an Heimpel, 1941-05-18, E1: 963.

17 Heimpel: Die Erforschung des deutschen Mittelalters im deutschen Elsaß, S. 740.

18 Hildburg Brauer-Gramm an Heimpel, 1987-03 bis 05, E1: 181; Hermann Mau an Heimpel, 1941-05-18, E1: 963.

hinein; ohne alle weiteren Anweisungen, was sie in Straßburg denn tun sollten, hatte man sie in einen Zug nach Süden gesetzt.[19] Schließlich fielen auch auf Straßburg selbst Bomben.

Was es Heimpel zunächst leichter machte, an die Reichsuniversität zu denken, war der Umstand, dass er dort niemals zu den nazistischen Hardlinern gehört hatte. Er bejahte das Projekt eines deutschen Elsass vorbehaltlos, sah dessen historische Legitimation als seine eigentliche politische Mission an, ja er hatte sich für das NS-Projekt überhaupt interessant gemacht mit den martialisch antifranzösischen Tönen, die er bei seiner letzten Karrierestation angeschlagen hatte, einer Rede auf «Frankreich und das Reich» etwa, die er am symbolträchtigen 14. Juli 1939 in Leipzig gehalten hatte – Frankreich als «das Land der feindlichen, der bösartigen, der heimlich geliebten Brüder […] Nur Brüder kann man töten und lieben zugleich»![20] Doch in Straßburg angekommen, bewahrte er eine spürbare Distanz zu den hochfliegenden Plänen einer neuen Wissenschaftsorganisation. Ernst Anrich, Dekan der Philosophischen Fakultät, vertrat offensiv das Prinzip,

Abb. 2
Feierliche Eröffnung der Reichsuniversität am 23. November 1941 im Lichthof des wilhelminischen Universitätsgebäudes: Hermann Heimpel (zweiter von links) lauscht festlich gekleidet Reichsminister Bernhard Rust. Der Augenmediziner Karl Schmidt (fünfter von links) trägt die kaiserliche Rektorkette, die man im Frühjahr von der nach Clermont-Ferrand evakuierten Université de Strasbourg eingefordert hatte. Der nackte Jüngling

dass die Wissenschaft im neuen Geist von Grund auf neu zu gestalten sei, in neuen Formaten (interdisziplinäre «Großseminare», Arbeitskreise, Vollversammlungen), versehen mit neuen oder runderneuerten Organen, neuen Zeitschriften («Erkenntnis und Ordnung» sollte das Straßburger Blatt heißen, doch daraus wurde nichts), mutig die Schranken zwischen Natur- und Geisteswissenschaften überwindend, Maß nehmend an den «Jungen» und nicht an den Wertmaßstäben der überkommenen meritokratischen Zünfte. Genau diese allerdings wollte Heimpel bewahren.[21] Anders als Anrich sah er in der Reichsuniversität ein Flaggschiff des tradierten Wissenschaftssystems, einen Ort, an den die Disziplinen die Besten ihrer Besten entsandten. Wer in seiner Fachwissenschaft etwas galt, wurde nach Heimpels Meinung nicht in Straßburg entschieden, sondern bei den etablierten Instanzen – den Berliner Monumenta Germaniae Historica, bei der Münchener Historischen Kommission und ähnlichen Bastionen der mediävistischen Forschung.

Als im Dezember 1942 die Debatte um das Zeitschriftenprojekt entbrannte, widersprach er daher dem Anrich'schen Kurs. Die Kriegszeit scheine «zu ernst […] für einen solchen Plan, der als etwas Spielendes mehr für den Frieden» da sei. «Im Kriege sei nur angebracht die strenge, unpopuläre Sacharbeit und die Kodifizierung der Forschung, wie sie sich in den alten Grossunternehmungen darstellt, die mit Recht Weltruf genießen.» Der Klassische Philologe Hans Bogner, sechs Jahre älter als Heimpel und Teilnehmer am Ersten Weltkrieg, entgegnete empört, dass die Frontsoldaten von der Wissenschaft heute wie schon 1914 mehr als nur Fachwissen erwarteten. Er erinnerte Heimpel daran, dass er ja selbst solche Orientierung angeboten habe, etwa mit seiner Freiburger Schrift «Deutschlands Mittelalter – Deutschlands Schicksal».[22]

Als eine Schranke gegen die Ausbreitung der radikalen, gar völkisch-rassekundlichen Ideologie fungierte bei Heimpel und seinen Straßburger Freunden daher kurioserweise das Regelwerk des überkommenen akademischen Verhaltens, das in vertikaler wie in horizontaler Erstreckung Geltung beanspruchte. Lehrer- und Schülerschaft begründeten ein vasallitisches Treueverhältnis und damit einen schützenden Innenraum, in dem man Natio-

19 Hildburg Brauer-Gramm, ebd.

20 Hermann Heimpel: Frankreich und das Reich, in: Historische Zeitschrift 161 (1940), S. 229–243, das Zitat S. 232.

21 Zu Anrichs Rolle Frank-Rutger Hausmann: Hans Bender (1907–1991) und das «Institut für Psychologie und Klinische Psychologie» an der Reichsuniversität Straßburg 1941–1944, Würzburg 2006, v.a. S. 33–40.

22 Brief von Hans Bogner an Hermann Heimpel, 1942-12-17, E1: 151.

hinter ihnen blickt kampfbereit, mit der rechten Hand das Schwert ergreifend, in die Ferne, ist aber nur aus Gips, weil der Karlsruher Bildhauer Otto Schießler nicht schnell genug mit der Auftragsarbeit fertig geworden war. Ernst Rudolf Huber (wahrscheinlich auf der rechten Seite wie der Jurist Friedrich Schaffstein und der Historiker Ernst Anrich) fand die monumentale Figur «zweifelhaft».

nalsozialist sein durfte, aber nicht unbedingt musste, sofern man die Regeln des Sagbaren einhielt. Wer sich mit Heimpels Assistent anlegte, bekam es mit ihm höchstpersönlich zu tun, der Professor war hier durchaus bereit, ein Risiko einzugehen.[23] Die Studentinnen belohnten Heimpel mit ihren Blicken für die Mühe, die er in seine Vorlesungen fließen ließ. «Sie genossen es doch selbst zuweilen», erinnerte sich eine von ihnen in einem Brief von 1972, «so eine gelungene Formulierung, dann stiessen wir Mädchen uns in der Bank an und es war noch etwas mehr als reine Wissenschaft im Raum! Jedenfalls weiss ich längst, dass es bei uns Strassburger Studentinnen nicht nur Schwärmerei für Sie war, die uns freilich auch beflügelte und irritierte, sondern Liebe, denn wir haben Ihrer bedurft und waren Ihrer Gegenwart sicher, auch wenn wir alle in dieser unsicheren Zeit unseres Recht- und Unrechterkennens und -tuns nicht sicher waren. Sie inbegriffen.»[24] Heimpel seinerseits verehrte seinen Assistenten Hermann Mau geradezu, nicht zuletzt, weil der ein grandioser Sänger war, Solist der Leipziger Thomaner, der noch als Student mit dem berühmten Chor die Welt bereist hatte, ein charmanter und gewandter Mann, an dessen Biographie Heimpel nach dem frühen Unfalltod des aufstrebenden Hoffnungsträgers eine Weile gearbeitet hatte. Musische Menschen, die sich auf dem internationalen Parkett zu bewegen wussten, bewunderte er stets.

Die, die so empfanden wie er, schlossen sich zu exklusiven Kränzchen und Musizierzirkeln zusammen, zu Abonnementgemeinschaften beim Straßburger Stadttheater und zu Wandergruppen, eben jener «Kameradschaft der Künstler», die dem Besucher Erich Kuby so unwirklich erschien. Dort gewährte man nur Männern und Frauen Zugang, die man für interessant hielt, ob sie nun habilitiert waren oder nicht: die Elsässerin Antoinette («Toto») Mathis und Hellmut Becker, die bald ein Paar waren, Hella Niemeyer, eine Schwester von Tula Huber-Simons, Hermann Mau und andere. Anrich und seinesgleichen hielt man sich vom Leib.[25]

Es war verführerisch, auch nach 1945 an dieser Fiktion festzuhalten: Man hatte in Straßburg gelebt, wie man dies in Leipzig, Kiel oder Freiburg auch getan hätte, nur kurzweiliger, hedonistischer, dabei kultivierter, im Bewusstsein der lebensweltlichen

23 Lothar Perlitt: Ansprache zur Trauerfeier für Hermann Heimpel am 3. Januar 1989 in der Universitätskirche St. Nikolai in Göttingen, in: In memoriam Hermann Heimpel. Gedenkfeier am 23. Juni 1989 in der Aula der Georg-August-Universität, Göttingen 1989, S. 47–60, hier Anm. 13. Auf diesen Zwischenfall bezieht sich wohl auch E3: 5,11, undatierte Aktennotiz zu einem «Zwischenfall» im Großseminar.

24 Hildburg Brauer-Gramm an Heimpel, 1972-04-22, E1: 181.

25 Huber: Autobiographische Aufzeichnungen.

Abb. 3
Das Bauernhaus in Falkau, 1938 von Elisabeth Heimpel erworben, im Winter 1944/45 gemeinsamer Wohnraum der aus Straßburg geflohenen Familien Heimpel und Huber. Zur Atmosphäre siehe Christian Heimpel: Bericht über einen Dieb (Göttingen 2004).

Exzeptionalität. Urteile über die Straßburger Zeitgenossen waren häufig Urteile über deren kulturelle Kapitalien, über ihre Bildung und Kultiviertheit, und dies in einem Ambiente, das man sich als fast antihierarchisch ausmalen konnte, so, als würde die Enklavesituation im elsässischen Vorposten das Festhalten an akademischen Würdegraden verbieten. Bekam der Max-Planck-Direktor Heimpel in den 1970er-/80er-Jahren Besuch von französischen Kollegen, dann bemerkte er immer noch, «Straßburg» sei eine schöne Zeit gewesen. Nur tatsächlich reden wollte er davon nicht. Er hatte keine nennenswerten Beziehungen zum Verein der Freunde der Reichsuniversität gepflegt, so-

lange dieser existiert hatte, wohl weil ihm bange war vor der zu befürchtenden Mischung aus Nostalgie und politischem Ewiggestrigentum und womöglich auch, weil bei der Konversation mit den Systemverlierern Peinlichkeiten drohten – der ehemalige Straßburger Rektor arbeitete jetzt als Augenarzt in der niedersächsischen Provinz![26] Er las die Postkarten seiner ehemaligen Schüler («Lieber Herr Heimpel! Die Straßburger Innenstadt ist jetzt Fußgängerzone»), schien sich aber erst in seinem letzten Lebensjahrzehnt den Erinnerungen zu öffnen. 1985 verwandte er auffallend viel Energie in Hilfestellungen für eine Münchener Doktorandin mit einem Promotionsprojekt zur Reichsuniversität.[27] Er machte sich ausführliche Notizen für Telefonate, vermittelte Kontakte zu ehemaligen Studentinnen. Selbst brachte er seine Straßburger Erfahrungen in seinen Memoirentexten aber nicht zu Papier.

Andere Straßburger waren es, die ihn bewegen wollten, die Fiktion vom politikfernen Enklavedasein der Jahre 1941 bis 1944 aufzugeben. 1971, zu seinem Siebzigsten, schrieb ihm Carl Friedrich von Weizsäcker, der selbst zum engsten Zirkel dazugehört hatte: «Die Erinnerung oszilliert zwischen dem Strassburger Hörsaal und der ‹Kameradschaft der Künstler›. Die unglaubliche Schönheit der Stadt und des Landes im Kontrast mit dem manifest abrollenden Unheil und der Frage an die Geschichte, wie das wohl alles zusammenhängen mag. In der Zeit nachher, in der wir in Göttingen noch einmal zusammenkamen, gab es einen Wiederaufbau, genug praktische Aufgaben, und das Unheil zog sich in die Erinnerung und die ungewisse Erwartung zurück […]. In den letzten Jahren ist das Empfinden der Menschen, es stimme etwas nicht, wieder mehr an die Oberfläche gekommen, und man sieht sich auf die Fragen, die uns vor 30 Jahren bewegten, in veränderter Sicht [?] zurückgeworfen.»

Der Punkt, an dem das Erinnern weh tat, bestand in der Einsicht, dass die brutale Seite der NS-Präsenz mit dem eigenen Dasein untrennbar verbunden war, dass die eigene Verantwortung durchaus konkret gewesen war. Sogar die Erweiterung der Seminarbibliothek, auf die sich Heimpel so viel zugute hielt, verlor ihre Unschuld, wenn man nur genau genug hinschaute. Darauf machte ihn seine Schülerin Hildburg Brauer-Gramm in einem

26 Schöttler: Das Max-Planck-Institut für Geschichte im historischen Kontext, S. 15; Material dazu in M 11 sowie E3: 5,11, dort das Rundschreiben des ehemaligen Rektors Karl Schmidt von 1951-07-14, betreffend einen Tag der Begegnung in Marburg, September 1951.

27 Korrespondenz Heimpels mit Brigitte Goldenberg und Gerda Wilmanns von 1985 in E3: 5,11.

28 E1: 181, Hildburg Brauer-Gramm an Heimpel, 1987-03 bis 05. «Dorle» war wohl Heimpels Schülerin Anna-Dorothea Pahner, die «Berrons» sind die Familie des Pfarrers Paul Berron, bei dem Brauer-Gramm wohnte.

Abb. 4
Der Göttinger Professor Hermann Heimpel, 1947.

Brief von 1987 aufmerksam: «Als ich im August 1941 nach Straßburg kam, ging mir das Herz auf, aber selbst damals schon hatte die Decke, die diesen vermeintlichen Traum abschirmte, Löcher, durch die eine seit 1933 nur zu bekannte grausame Wirklichkeit durchblickte. Damals nahm Hermann Mau einige der Leipziger Studentinnen, die in der Sternwartstraße 7 neu eingetroffene Bücher verzettelten und von einem Stoß auf den anderen legten, mit in die Nummer 18 [?]. Er öffnete eine völlig bewohnt scheinende Wohnung. Wir sollten die Bibliothek auf Bücher, fürs Institut geeignet, hin durchsehen, könnten uns auch für uns selbst etwas nehmen, ‹die› kämen doch nicht mehr zurück. Die Scham, die mich befiel, war grenzenlos, und ich glaube, Dorle ging es ähnlich. Schließlich legte ich ein Buch, von dem ich mir einredete, es ‹retten zu wollen›, wieder zurück. Sollte halt ‹alles eingestampft werden›; aber unbemerkt ließ ich ein Fotoalbum mitgehen und deponierte es später bei Berrons – für ‹später›. Aber diese Familie wurde nicht mehr ermittelt.»[28]

Die Hintergründe bleiben wohl für immer unklar. War es eine jüdische Familie? Oder Widerständler? Oder waren es Opfer der

«Aktion Heß», die bekanntlich 1941 ebenfalls zur Beschlagnahmung willkommener Buchbestände führte und diese in den Besitz der Universität übergehen ließ, etwa in die Bestände des Psychologen Hans Bender?[29] Heimpels Schülerin blieb bei dieser Erinnerung nicht stehen und sprach auch an, was man damals von den nahen Konzentrationslagern Natzweiler-Struthof und Schirmeck-Vorbruck wusste. «‹Schirmeck› gab es nicht. Wirklich nicht? Ich bin hingewandert, allein, einen ganzen Tag hinter Breusch-Urbach im Wald herumgeirrt, den Weg verloren, einen bewaldeten Abhang runtergeklettert und plötzlich und wie im Märchen – mitten im Wald an der Biegung der Straße gepflegte, in roten Sommerfarben blühende Beete mit Blumen entdeckt, nur ihre pedantisch-regelmäßige Anlage irritierte zunächst, dann ein Tor, eine Inschrift, dann weiter oben ‹Straßenarbeiter› in Schlafanzügen mit einer komischen Frisur. Ich senkte den Blick, aber da mich der Boden nicht verschluckte, verschwand ich hangaufwärts ebenso schnell, wie ich eben noch herabgestiegen war. Diese armen Menschen angestarrt u. dann weggeschaut zu haben, konnte ich mir gar nicht verzeihen. Es war bald, nachdem man die Bevölkerung von Urbeis ‹abgeführt› hatte – klingt auch wieder so harmlos, dies Abführen – und man mir von manch einem Schicksal, eigentlich nur vage Befürchtungen, Vermutungen erzählt, den ein [sic] oder anderen Namen erwähnt hatte.»

Briefe wie dieser zeigen, wie sich Brauer-Gramm von Heimpels Denken emanzipiert hatte und ihren ehemaligen Lehrer behutsam dazu bringen wollte, die Schleusen des Erinnerns zu öffnen. Sie selbst schrieb sich ihre Memoiren offenbar in einem Erlebnisbericht von der Seele, der 1933 einsetzte, jedenfalls erwähnt sie dies in ihrem Brief. Heimpel, der zahlreiche autobiographische Vignetten zu Papier brachte, ließ «Straßburg» weitestgehend aus. Aber gerade die Zeit an der Reichsuniversität war es, die ihn in seinen späten Tagen quälte. Die Göttinger Kollegen waren bestürzt, wenn ihn seine Trauer sogar in der Öffentlichkeit übermannte: «Durfte ich nach Straßburg gehen?»[30] Man hielt es für richtig, seinen Nachlass dreißig Jahre lang zu sperren.

29 Hausmann: Hans Bender (1907–1991) und das «Institut für Psychologie und Klinische Psychologie» an der Reichsuniversität Straßburg 1941–1944, S. 93f.

30 Perlitt: Ansprache zur Trauerfeier für Hermann Heimpel am 3. Januar 1989 in der Universitätskirche St. Nikolai in Göttingen, S. 49.

Bildnachweis:
Abb. 1: © ullstein bild/René Fosshag. – Abb. 2: © ullstein bild. – Abb. 3: © Generallandesarchiv Karlsruhe, F-S Kellner Nr. 8488. – Abb. 4: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Sammlung Voigt.

Catherine Maurer

Zwei Universitäten im Krieg

Pierre Noras Werk *Les lieux de mémoire* enthält in seinem zweiten Teil *La Nation* einen Artikel, der sich mit dem Elsass als «Erinnerungsgrenzraum» befasst, der «von den Erinnerungen an eine zwischen Frankreich und Deutschland hin- und hergerissene Geschichte beherrscht» wird.[1] Die Universität Straßburg gehört für die Zeit zwischen 1939 und 1945 sicher zu den Kristallisationspunkten dieses Erinnerungsortes, zunächst als Streitobjekt, später als erinnerungspolitisches Problem.

Die französische Universität Straßburg im Exil

Die Ursprünge der Universität Straßburg gehen auf die Folgen der Reformation Ende des 16. Jahrhunderts zurück. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg, der Gründung des Deutschen Reichs und der darauf folgenden Etablierung einer deutschen Universität im Elsass erlebte die Institution ihre akademische Blütezeit, die auch nach der Rückkehr zu Frankreich in den 1920er-Jahren noch anhielt. In den 30er-Jahren integrierte sie sich stärker ins französische Hochschulsystem, bewahrte jedoch das Erbe und Gedächtnis ihrer großen Vergangenheit mit ihren sieben Fakultäten, darunter zwei theologischen Fakultäten, was in Frankreich singulär war. In der Zwischenkriegszeit erarbeiteten die französische Regierung und die Armee Evakuierungspläne für die Bevölkerung der französisch-deutschen Grenzregionen, die als wahrscheinliche Kampfgebiete galten. Ab 1938 wussten die meisten politisch wachen Köpfe der Universität Straßburg, dass sie im Falle eines Krieges mit der Universität Clermont-Ferrand in der Auvergne verbunden werden würden. Die Universität in Clermont hatte einen geographischen und einen ganz praktischen, infrastrukturellen Vorteil: Sie war weit genug entfernt von der französischen Ostgrenze, und sie verfügte über neue Gebäude, die teilweise noch unbelegt waren. Ab dem 1. September 1939 wurde der Plan zur Evakuierung von Personal und Arbeitsmitteln der Universität Straßburg umgesetzt. Die Organisation lag in der Hand von Adolphe Terracher, der zwischen 1919 und 1925 an der elsässischen Universität einen Lehrstuhl für Geschichte der französischen Sprache innegehabt hatte und seit 1938 Rektor der Akademie Straßburg sowie Kanzler der Universität war. Es war eine konzertierte Evakuierungsaktion oh-

1 Jean-Marie Mayeur: Une mémoire-frontière: l'Alsace, in: Pierre Nora (Hg.): Les lieux de mémoire, Paris 1997 [1986], S. 1147–1167, S. 1148. Vgl. Pierre Noras programmatischen Essay: Entre Mémoire et Histoire. La problématique des lieux, in: Ders. (Hg.): Les lieux de mémoire, Paris 1997 [1984], S. 23–43. Auf Deutsch erschien der Aufsatz unter dem Titel Zwischen Geschichte und Gedächtnis: Die Gedächtnisorte, in: Ders.: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990, S. 11–33.

negleichen: 175 Professoren und Verwaltungsangestellte sowie 1200 Studierende siedelten nach Clermont-Ferrand in der Auvergne über.[2]

Die beiden Universitätsverwaltungen legten ihre pädagogischen Ressourcen zusammen: Bereits mit Beginn des neuen akademischen Jahres im Herbst 1939 konnten die Studierenden aus Clermont-Ferrand sowie die aus Straßburg Evakuierten die Lehrveranstaltungen gemeinsam besuchen, wobei man an seiner jeweiligen Universität eingeschrieben blieb. Zwar waren viele Lehrkräfte und Studenten zum Militärdienst eingezogen – so etwa beispielsweise 20 von 36 Professoren und Dozenten der Straßburger geisteswissenschaftlichen Fakultät,[3] doch konnte dieser Verlust zuerst noch durch die verbliebenen Lehrkräfte ausgeglichen werden. Das akademische Jahr 1939/40 verlief also fast gespenstisch normal, sogar mit angesetzten Prüfungen im Juni 1940, – doch die französische Niederlage und der Waffenstillstand vom 22. Juni 1940 änderten schlagartig die Lage.

Der Rektor Adolphe Terracher zwischen allen Stühlen

Schnell verbreitete sich auch in der Auvergne die Nachricht, dass das Elsass und das Département Moselle ohne jegliche Erwähnung im Waffenstillstandsabkommen de facto von der deutschen Besatzungsmacht annektiert worden waren. Formal erkannte das neue Vichy-Regime die Maßnahmen nicht an und blieb bis zu seinem Ende im August 1944 bei dieser Position. Die zu den annektierten Gebieten gehörenden öffentlichen Institutionen wie die Universität Straßburg sollten daher solange aufrechterhalten bleiben, bis ein Friedensvertrag ihre Situation klären würde.[4] Wie erklärte sich diese unerwartete Entschlossenheit eines Regimes, das sich sonst meist in vorauseilendem Gehorsam dem Willen der Besatzungsmacht unterordnete? Zweifellos spielte hier Adolphe Terracher eine Schlüsselrolle. Er war nicht nur Rektor der Akademie Straßburg, sondern auch ein hoher Funktionär in der Vichy-Regierung bis zum Januar 1944, zudem ein überzeugter Anhänger der *Révolution nationale*, wie sie Marschall Pétain anstrebte, der ihn überdies sehr schätzte. Beflissen und geschäftsmäßig setzte Terracher die von Vichy erlassenen Gesetze um. Renommierte Professoren wie der Soziologe Georges Gurvitch, der

2 Aude Gambet: Repliée, l'université résiste, in: Septembre 1939. L'Alsace évacuée, Saisons d'Alsace 41 (2009), S. 68–71, S. 68.

3 Archives départementales du Bas-Rhin (ADBR), 1313 W 17, comptes rendus des rapports du doyen de la faculté des lettres de Strasbourg (1938 – 1945), rapport de M. Maugain, doyen de la faculté des lettres, sur la situation et les travaux de la faculté pendant l'année scolaire 1939–1940.

4 Siehe hierzu Léon Strauss: L'université de Strasbourg repliée. Vichy et les Allemands, in: André Gueslin (Hg.): Les facs sous Vichy, Clermont-Ferrand 1994, S. 87–112, S. 87–93.

Straßburger Lehrstuhlnachfolger von Maurice Halbwachs, und der Gräzist André Oguse wurden entlassen, weil sie einen ausländischen Vater hatten oder nach dem Gesetz vom 3. Oktober 1940 als Juden galten.[5] Terracher setzte auch das Dekret vom 2. Juni 1941 getreulich um, das alle Amtsträger mit jüdisch klingenden Namen dazu verpflichtete, ihre Herkunft nachzuweisen.[6]

Aber es gab auch Schlupflöcher in den neuen Rassengesetzen und kleinere Ausnahmen. Der Rektor konnte wichtige Lehrkräfte und Forscher für «außerordentliche Dienste» vom sogenannten Judenstatut ausnehmen. Das prominenteste Beispiel hierfür ist der Mediävist Marc Bloch, der sich als Professor der Sorbonne an die Universität Straßburg hatte entsenden lassen. Überdies beauftragte Terracher Gabriel Maugain, den Dekan der geisteswissenschaftlichen Fakultät, Marc Bloch davon zu überzeugen, in Clermont zu bleiben und nicht an die Universität in Montpellier zu wechseln, wo schwere antisemitische Ausschreitungen stattgefunden hatten. Terracher hat auch Xavier Vallat, dem Generalkommissar für Judenfragen, das Unbehagen mitgeteilt, das universitäre Kreise und Teile der Öffentlichkeit bei der Ankündigung der Einführung eines *Numerus clausus* für jüdische Studierende erfasst hatte.[7] Auch an Terrachers antideutschem Patriotismus gibt es wohl keinen Zweifel. Im November 1940 erklärte er vor seinen versammelten Kollegen anlässlich des Beginns des neuen akademischen Jahres, es gelte, «im Herzen die Hoffnung zu bewahren, bald in Straßburg die feierliche Sitzung zur Eröffnung des Studienjahres» zu halten.[8] Möglicherweise war es auch seiner Vermittlung zu verdanken, dass Joseph Barthélémy, Minister in der von Admiral Darlan geführten Regierung, persönlich am 1. April 1941 an einer Sitzung des Universitätsrates teilnahm.

Ganz konkret bemühte sich Terracher unter Mithilfe von André Danjon, dem Dekan der naturwissenschaftlichen Fakultät, darum, den von den Deutschen verlangten Rücktransport von wissenschaftlichen Geräten, Dokumenten und Büchern nach Straßburg so lange wie möglich hinauszuzögern, obwohl von der Regierung, die er vertrat, die Rückgabe offiziell seit Dezember 1940 akzeptiert worden war: Hier zeigt sich einer der Widersprüche dieses Regimes, das zwar die Universität Straß-

5 ADBR, 1313 W 17, comptes rendus des rapports du doyen de la faculté des lettres de Strasbourg (1938–1945), rapport de M. Maugain, doyen de la faculté des lettres, sur la situation et les travaux de la faculté pendant l'année scolaire 1939–1940.

6 Marie-Pierre Aubert: Les universitaires et étudiants strasbourgeois repliés à Clermont-Ferrand entre 1939 et 1945. Un chantier de recherches ouvert, in: Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande 43/3 (Juni–September 2011), S. 439–454, S. 444.

7 Léon Strauss: L'université française de Strasbourg repliée à Clermont-Ferrand (1939–1945), in: Christian Baechler, François Igersheim und Pierre Racine (Hg.): Les Reichsuniversitäten de Strasbourg et de Poznan et les résistances universitaires 1941–1944, Straßburg 2005, S. 237–261, S. 240.

8 Strauss: L'université de Strasbourg repliée, S. 92.

burg als französische Institution formal verteidigte, jedoch den Rückfluss aller Mittel zuließ, die für die akademische Arbeit ihrer Angehörigen unabdingbar waren.[9] Schließlich mussten ab 1941 fast alle verlangten Materialien ausgeliefert werden, auch die Bücher der Fakultät für deutsche Sprache und Literatur. Man hatte gehofft, wenigstens diese behalten zu können, um die Kultur der Siegermacht studieren zu können. Terracher sah auch darüber hinweg, dass die Publikationen der Universität Straßburg entgegen den deutschen Anordnungen weiterhin in Clermont veröffentlicht wurden und dass die Studienabschlüsse im Namen der evakuierten Universität verliehen wurden. Er bestrafte auch nicht Gaston Zeller, Professor für Neuere Geschichte und Spezialist für die Ostgrenzen Frankreichs im 16. und 17. Jahrhundert, der im Februar 1943 in einer öffentlichen Vorlesung zur französischen Einheit eine waghalsige Anspielung auf die aktuellen Ereignisse machte: «Falls Jeanne d'Arc heute zurückkäme, so würde man sie nicht verbrennen, doch sicher würde man ihr die französische Staatsbürgerschaft aberkennen.»[10]

Ab April 1941 drängten die deutschen Autoritäten auf die Entlassung Terrachers, doch zunächst ohne Erfolg. Der Ministerialrat Herbert Kraft, der mit den «Verhandlungen» beauftragt war, betonte im Oktober 1941 immer wieder, Terracher sei das größte Hindernis für eine Einigung mit Deutschland und müsse von den Regierungsinstanzen entfernt werden.[11] Am 21. Dezember 1943 übergab Otto Abetz, deutscher Botschafter in Paris, Marschall Pétain eine Liste mit den Namen von zehn Personen, die aus dem Machtapparat zu entfernen oder zu verhaften waren. Auf dieser Liste stand auch Terracher. Am 2. Januar 1944 wurde er aus allen Ämtern entlassen. Doch auch ohne ihn blieben die deutschen Versuche, eine französische Universität Straßburg in Clermont zu liquidieren, bis zum Ende der Besatzung erfolglos.

Ernst Anrich und die Reichsuniversität Straßburg

Seit Beginn der Annexion wollten das nationalsozialistische Regime und dessen Vertreter im Elsass, Gauleiter Robert Wagner, in Straßburg eine Universität ansiedeln, die völkische Weltanschauung und Wissenschaft verbinden sollte. Wie alle deutschen Universitäten sollte die Straßburger Universität die kommende Füh-

9 Gabriel Maugain: La vie de la faculté des lettres de Strasbourg de 1939 à 1945, in: Mémorial des années 1939–1945, Paris 1947, S. 3–50, S. 17–26.

10 Ebd., S. 28–29. Terracher bittet Zeller jedoch, die umstrittene Lehrveranstaltung auszusetzen. Kurz darauf zwingt eine Anordnung vom Ministerium (die jedoch nicht von Terracher stammt) den Professor dazu, seine Ämter niederzulegen.

11 Strauss: L'université de Strasbourg repliée, S. 105.

rungselite des Dritten Reichs ausbilden. Ihre geographische Lage machte sie auch zum Bollwerk gegen den Westen. Nicht weniger als die «Entthronung der Sorbonne» schrieb sie sich auf die Fahnen, wie es der Historiker Ernst Anrich revolutionär formulierte.[12] Anrich, der im Elsass geboren wurde, als dieses zu Deutschland gehörte, und nach 1918 gezwungen war, es zu verlassen, war von notorischem Hass auf Frankreich getrieben. Er war seit 1930 Mitglied der NSDAP, wurde aber 1931 nach einem Machtkampf um die Reichsjugendführung ausgeschlossen. Baldur von Schirach verhinderte seinen Wiedereintritt.[13] Anrich schien auf der Suche nach einer politischen Rehabilitierung zu sein und ergriff die Gelegenheit, die ihm der «Wiederaufbau» der Universität Straßburg bot. Er arbeitete eng mit dem Reichssicherheitshauptamt der SS zusammen. Wie die Universitäten in Prag und Posen wurde die nationalsozialistische Universität Straßburg zur «Reichsuniversität» ernannt und trieb ein Prestigeprojekt voran mit interdisziplinären wissenschaftlichen Studien – die sogenannte «Westforschung». Die philosophische Fakultät, deren Dekan Anrich wurde, sollte den eigentlichen Mittelpunkt der Universität bilden, mit den zentralen Fächern Germanistik und Geschichte, während die Juristische Fakultät sich am «völkischen Rechtsempfinden» orientieren und die naturwissenschaftliche Fakultät sich um die Biologie als zentraler Disziplin ausrichten sollten. Selbst den akademischen Protagonisten des Nationalsozialismus erschienen Anrichs Pläne zum Teil realitätsfremd oder gar «etwas romantisch».[14] Das ist zweifellos einer der Gründe, warum Anrich nicht zum Rektor der neuen Universität ernannt wurde, sondern ihm Karl Schmidt, ein Professor für Augenheilkunde, vorgezogen wurde. Die Frage der Rückführung der Materialien, die nach Clermont-Ferrand evakuiert worden waren, die Renovierung der Universitätsgebäude und der direkte Konflikt zwischen dem Gauleiter und dem Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung verlangsamten den Prozess der Neugründung. Am 23. November 1941 wurde die Reichsuniversität Straßburg feierlich eröffnet – genau 22 Jahre nach der offiziellen Einweihung der französischen Universität.[15]

Die Lehrkräfte mussten deutschsprachig sein und von den neuen Machthabern als politisch zuverlässig betrachtet werden. Die-

12 Lothar Kettenacker: Ernst Anrich und die Reichsuniversität Straßburg, in: Baechler, Igersheim, Racine (Hg.): Les Reichsuniversitäten, S. 83–96.

13 Zu Baldur von Schirach vgl. auch den Beitrag von Stefan Höppner in dieser Ausgabe.

14 Kettenacker: Ernst Anrich und die Reichsuniversität Straßburg, S. 92.

15 Tania Elias: La cérémonie inaugurale de la Reichsuniversität de Strasbourg (1941). L'expression du nazisme triomphant en Alsace annexée, in: Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande 43/3 (Juli–September 2011), S. 341–361.

se Bedingungen schränkten eine eventuelle Rückkehr von Lehrkräften aus Clermont-Ferrand sowie die Einstellung von Personal mit elsässischer Herkunft von Vornherein ein. Viele Studierende blieben lieber in Clermont, oft gegen den Willen ihrer Eltern. Andere nutzten die Erleichterungen für eine Rückkehr, die ihnen schon ab Juli 1940 angeboten wurde. Zum ersten Semester 1941/42 waren 902 Studenten und Studentinnen an der Reichsuniversität eingeschrieben, die Hälfte davon an der medizinischen Fakultät, im Sommer 1944 waren es sogar 3462.[16] Im Vergleich dazu erreichte 1943 die evakuierte Universität in Clermont mit 2305 Studierenden ihren Höchststand.[17]

Menschenexperimente für das Dritte Reich

Die Juristische Fakultät der Reichsuniversität Straßburg war eine Bastion des nationalsozialistischen Rechts und vollzog einen radikalen Bruch mit der rechtspositivistischen Tradition, wie sie Paul Laband verkörpert hatte, der in der gesamten Zeit der deutschen Universität in Straßburg zwischen 1872 und 1918 dort gelehrt hatte. Laband war als jüdischer Jurist im Dritten Reich verpönt. Mehrere neue Lehrkräfte kamen von der Universität Kiel, die sich der «Umgestaltung» des Rechts im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie verschrieben hatte. Dies galt auch für Ernst Rudolf Huber, einen Schüler von Carl Schmitt und Autor der einzigen systematischen Studie über das Verfassungsrecht des nationalsozialistischen Staates. Johannes Stein, Dekan der medizinischen Fakultät, war ein überzeugter Nationalsozialist und seit 1933 Mitglied der SS. Als Anhänger einer anthropologisch ausgerichteten Medizin reduzierte Stein den Kranken auf ein Element des «Volkskörpers». Hanns Dyckerhoff, Professor für physiologische Chemie und Mitglied der SS seit 1936, gehörte zu einem Fachbereich, an dem das NS-Engagement besonders ausgeprägt war. In Hinblick auf Linientreue standen die Vertreter der Geisteswissenschaften ihren naturwissenschaftlichen Kollegen wenig nach. Günther Franz, Professor für Neuere und Neueste Geschichte, gehörte der SS seit 1935 an. Wie sein Kollege, der Mediävist Hermann Heimpel, stellte er seine Arbeit in den Dienst der «Westforschung», indem er historische und ethnolinguistische Stichworte für die Errichtung der neuen Grenze des Reiches

16 Tania Elias: Statistique des étudiants de la Reichsuniversität de Strasbourg 1941–1944, in: Baechler, Igersheim, Racine: Les Reichsuniversitäten, S. 269–271.

17 Für einen allgemeinen Überblick siehe Baechler, Igersheim, Racine: Les Reichsuniversitäten, sowie Rainer Möhler: Die Reichsuniversität Straßburg 1940–1944. Eine nationalsozialistische Musteruniversität zwischen Wissenschaft, Volkstumspolitik und Verbrechen, Stuttgart 2020.

lieferte. Franz war ein damals renommierter Spezialist für die Zeit der Bauernkriege und neben seiner Lehre an der Universität völkischer Propagandist im Dienste des neuen Reiches.

Der Krieg und die nationalsozialistische Ideologie infiltrierten unmittelbar die Forschungen in Straßburg. Es wurde über Kampfgas geforscht, im Konzentrationslager Natzweiler-Struthof in den Vogesen ließ August Hirt Menschenexperimente mit Senfgas durchführen und plante eine «jüdisch-bolschewistische» Skelettsammlung. Ebenfalls im Konzentrationslager Natzweiler-Struthof experimentierten Otto Bickenbach mit Phosgen und der Bakteriologe Eugen Haagen mit Typhus-Erregern.[18]

Letzte Greueltaten und das Ende der Reichsuniversität

Am 22. November 1944, genau drei Jahre nach Eröffnung der Reichsuniversität, zwang der Einmarsch der französischen Truppen in Straßburg das Universitätspersonal zum Rückzug nach Tübingen. Formal hatte die französische Universität Straßburg in Clermont-Ferrand zwar weiter existiert, doch ihre Lehrkräfte und Studierenden waren immer stärkeren Repressionen der deutschen Besatzungsmacht ausgesetzt. Ab 1940 formierten sich kleine Widerstandszirkel, zuerst in einer Gruppe von Studierenden der Archäologie, «Gergoviotes», benannt nach Gergovia, einer Stadt in der Nähe von Clermont-Ferrand, wo die Gallier eine Schlacht gegen die römischen Truppen gewannen.[19] Doch die deutsche Besetzung der freien Zone und damit auch von Clermont-Ferrand im November 1942 markierte einen Wendepunkt. Immer enthemmter und auch willkürlicher reagierte nun die Militärgewalt. [20] Als Vergeltung für ein Attentat, bei dem zwei Polizisten umgekommen waren, wurden am 25. Juni 1943 von der Gestapo 39 Jugendliche aus dem Studentenwohnheim Gallia verhaftet – nur weil sie Studenten der Universität Straßburg waren. Alle Verhafteten wurden nach Deutschland deportiert, wobei die Juden von den Nicht-Juden «selektiert» wurden. Zehn von ihnen, vor allem Juden, kehrten nicht zurück. Einige Monate später, am 25. November, besetzte die Gestapo, unter Mithilfe des französischen Studenten Georges Mathieu und von Soldaten der Luftwaffe, die Räume der Universität, in der Überzeugung, dort ein Waffenlager aufzuspüren, und trieb alle anwesenden Lehrer

18 Siehe Robert Steegmann: Struthof. Le KL-Natzweiler et ses kommandos: une nébuleuse concentrationnaire des deux côtés du Rhin 1941–1945, Straßburg 2005, veröffentlicht 2010 auf Deutsch unter dem Titel: Das Konzentrationslager Natzweiler-Struthof und seine Außenkommandos an Rhein und Neckar 1941–1945.

19 Archives du Musée de l'Ordre de la Libération, Résumé de l'activité résistante de quelques professeurs et étudiants de l'université de Strasbourg, dossier 1.

20 Strauss: L'université française de Strasbourg repliée, S. 246–259.

und Studierenden nach draußen. Der Papyrologe und Gräzist Paul Collomp befolgte die Befehle nicht schnell genug und wurde an Ort und Stelle erschossen.[21] Mehrere Hundert Menschen wurden festgenommen und einige von ihnen nach Deutschland deportiert, wobei erneut eine «Selektierung» nach Juden und Nicht-Juden erfolgte. Bis zur Befreiung von Clermont nahmen die willkürlichen Verhaftungen von Professoren und Studenten zu, die nicht selten mit einer Deportation jenseits des Rheins endeten. Als Antwort auf die zunehmenden Repressionen gab es immer mehr Aktionen des Widerstands. Ein Attentat mitten im Zentrum von Clermont am 8. März 1944 hatte wiederum eine harte Reaktion der Besatzungsmacht zur Folge. Etwas mehr als zwanzig Studierende und der Jurist Claude Thomas wurden deportiert. Thomas starb im Dezember 1944 im Konzentrationslager Dora.

Auch in Straßburg selbst gaben einige Studierende den Widerstand nicht auf, etwa Alphonse Adam und Robert Kieffer, beide Studenten an der Philosophischen Fakultät der Reichsuniversität, der Medizinstudent Emile Hincker sowie der Jurastudent Georges Fastinger.[22] Obwohl diese jungen Leute in der französischen Zwischenkriegszeit im Elsass geboren waren, schienen sie zunächst für eine gelungene Assimilation von Jugendlichen elsässischer Herkunft an der nationalsozialistischen Reichsuniversität zu stehen. Sie traten sogar dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund bei. Doch zugleich gründeten sie im Juni 1941, noch vor der Eröffnung der deutschen Universität, den Front de la Jeunesse Alsacienne (FJA). Abbé Léon Neppel, ein schwerverletzter Veteran aus dem Ersten Weltkrieg, war ihr geistiger Mentor. Mithilfe seiner katholischen Netzwerke war es der kleinen Gruppe gelungen, im gesamten Elsass Verbindungen aufzubauen und Kontakte zu anderen Bewegungen zu knüpfen. Die Organisation hatte eine flexible Struktur und war bemüht, die Aktionen aufzuteilen, um ihre Mitglieder zu schützen. Zuerst half der FJA bei der Flucht französischer Kriegsgefangener mit. Doch nach der Verordnung vom 23. August 1942, mit der alle elsässischen Wehrpflichtigen in die deutsche Wehrmacht zwangseingezogen wurden, engagierten sie sich beim Verteilen von Flugblättern, die zum Widerstand gegen diese Einberufung

21 Gabriel Maugain: Paul Collomp (1885–1943), in: Mémorial des années 1939–1945, Paris 1947, S. 119–126.

22 Möhler: Die Reichsuniversität Straßburg, S. 792–799.

aufforderten. Das erste Flugblatt verkündete in deutscher Sprache: «Wir sind Franzosen und wollen es auch bleiben!» Der zweite Text – dieses Mal programmatisch auf Französisch abgefasst – war ein Manifest, das die «elsässische Jugend» zum Kampf gegen das nationalsozialistische Regime sowie zum Nachdenken über eine «neue politische und gesellschaftliche Ordnung» aufrief.[23] Diese Aktion auf öffentlicher Straße machte die Gruppe sichtbarer. Ab Januar 1943 gelang es der Gestapo, sie zu zerschlagen. Sechs Mitglieder, darunter Alphonse Adam und Robert Kieffer, wurden am 15. Juli 1943 erschossen. Ihre Asche wurde verstreut, um jegliche Menschenansammlung an ihrem Grab zu vermeiden.

Rückkehr nach Straßburg

Im März 1945 kehrten die Verantwortlichen von vier Fakultäten der evakuierten Universität zum ersten Mal seit September 1939 nach Straßburg zurück, während noch der Geschützdonner in der Ferne grollte. Am 30. Juni 1945 besuchte General de Gaulle die beiden Universitäten in Clermont, die evakuierte Universität sowie die gastgebende Universität: Diese feierliche Zeremonie markierte den Abschluss des Aufenthalts der französischen Universität Straßburg in der Auvergne. Am 5. Oktober wurde de Gaulle auf den Stufen des Straßburger Hauptgebäudes der Universität vom Rektor Marcel Prélot und dem Lehrkörper der Universität empfangen. Die feierliche Eröffnung des ersten Studienjahres an der französischen Universität nach ihrer Rückkehr nach Straßburg beging man am 22. November 1945 in Anwesenheit des Generals Jean de Lattre de Tassigny, der seine Truppen ein Jahr zuvor in die elsässische Hauptstadt hatte einmarschieren lassen.

Die Straßburger Universität als Grenzraum der Erinnerung

«Sich gemeinsam erinnern – im Sinne von kommemorieren – war immer problematisch. Wo und wie gemeinsam gedenken im Elsass, das nach 1870 und nach 1918 hin und her geschoben worden war? Eine noch komplexere Situation galt nach 1945.»[24] Diese Worte des Historikers Alfred Wahl treffen besonders auf die Universität Straßburg in den Kriegsjahren von 1939 bis 1945 zu:

23 Ebd., S. 707–708.

24 Alfred Wahl und Jean-Claude Richez: La vie quotidienne en Alsace entre France et Allemagne, Paris 1993, S. 286.

Um sie hat sich ein von Gedenkfeiern flankiertes französisches Gedächtnis gebildet. Die wichtigsten Daten seien hier kurz rekapituliert: 1947 erschien das *Mémorial des années 1939–1945*, das vor allem Nachrufe auf die «Toten der [französischen] Fakultät für Geisteswissenschaften von Straßburg» zwischen 1939 und 1945 versammelte, ob deren Tod nun dem Krieg und der deutschen Besatzung oder anderen Gründen geschuldet war. Im gleichen Jahr wurde der Band *Témoignages strasbourgeois. De l'Université aux camps de concentration* veröffentlicht, der Erzählungen von den Ereignissen in den Jahren 1943 und 1944 und Zeitzeugenberichte von Gefangenen und Deportierten versammelte.[25] Ebenfalls 1947 bekam die elsässische Universität die *Médaille de la Résistance* verliehen, eine von General de Gaulle gestiftete Auszeichnung. 1963 fand eine erste Gedenkfeier statt. 1979 wurde ein «Tag des Erinnerns» abgehalten, der an den Rückzug der Universität Straßburg nach Clermont-Ferrand vierzig Jahre zuvor und an die Razzia im November 1943 erinnerte. In den folgenden Jahren wurden regelmäßig Veranstaltungen zum Gedenken an die tragischen Momente von 1943 und 1944 abgehalten.[26] Im November 2019 hat die Universität Clermont-Ferrand die Gedenkfeier zum 80. Jahrestag der Evakuierung der Universität Straßburg ausgerichtet.

Zur selben Zeit blieb auf der anderen Seite des Rheins die Erinnerung an die deutsche Universität lebendig. 1951 und 1970 trafen sich ehemalige Lehrkräfte der Reichsuniversität, von denen viele wieder eine Anstellung an Universitäten der Bundesrepublik gefunden hatten.[27] Die Zeit in Straßburg verklärten sie nicht selten zu einem akademischen «Raum der Freiheit».[28]

Es hat lange gedauert, bis auch die Reichsuniversität in den französischen Gedächtnisraum trat. Die französische Hochschulleitung verstand sie stets als eine usurpatorische Universität, als einen monströsen Auswuchs, der nicht zur Geschichte der Universität Straßburg gehörte, da ja die französische Universität Straßburg formal nie aufgehört hatte zu existieren. Und so wurde die historische Episode der Reichsuniversität bis in die ersten Jahre eines neuen Jahrtausends offiziell nie erwähnt. Erst 2005 akzeptierte die Universitätsleitung, dass eine Gedenktafel für die 86 jüdischen Opfer von August Hirts kriminellen For-

25 Siehe die vierte Auflage: Témoignages strasbourgeois. De l'université aux camps de concentration, Straßburg 1996.

26 Cérémonies du cinquantenaire: Strasbourg-Clermont-Ferrand, 1943–1993: textes des interventions [à] Clermont-Ferrand, 24 novembre 1993 [et à] Strasbourg, 26 novembre 1993: Straßburg 1994.

27 Vgl. Möhler: Die Reichsuniversität Straßburg, S. 907–920.

28 Ebd., S. 1.

schungsarbeiten am Gebäude des Instituts für Anatomie, wo Hirt tätig war, angebracht wurde, versehen mit dem distanzierenden Hinweis: «Die französische Medizinische Fakultät des annektierten Straßburg hatte sich nach Clermont-Ferrand zurückgezogen.»[29] Nach einer auch von den Medien aufgegriffenen Diskussion unterstützt die Hochschulleitung seit 2017 eine internationale Kommission zur Erforschung der Geschichte der Reichsuniversität, die sich vor allem mit der Geschichte der Medizinischen Fakultät beschäftigt. Öffentlichen Anstoß erregte insbesondere, dass das Institut für Gerichtsmedizin der französischen Universität Straßburg anatomische Präparate mit Überresten von Hirts Opfern aufbewahrte.[30] Solche Funde erzählen vom abgründigen Nachleben der Reichsuniversität. Die verflochtene Geschichte der beiden Straßburger Universitäten im Echoraum des Krieges ist noch immer nicht zu Ende erzählt.

Aus dem Französischen von Grit Fröhlich

29 Https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Strasbourg_H%C3%B4pital_civil_plaque_institut_anatomie.jpg.

30 Siehe zum Beispiel https://c.dna.fr/region/2015/07/20/victime-de-l-anatomiste-nazi-august-hirt-comment-l-affaire-a-rebondi-a-strasbourg.

Bertrand Müller

Von Deutschland verlernen

Straßburg und die Ursprünge der «Annales»

Historiker und die Beteiligten selbst haben oft die Verbindung zwischen der Gründung der *Annales d'histoire économique et sociale* im Jahr 1929 und dem konkreten Ort, an dem dies geschah, betont – nämlich an der 1919 «wiedererlangten» Universität von Straßburg.[1] Zwei Schritte des Neubeginns trafen hier zusammen: zum einen der der Universität, nach dem Krieg ein Hort der intellektuellen und politischen Hoffnungen und Illusionen, zum anderen der der Sozialwissenschaften, deren neues Fundament eine Zeitschrift sein sollte.[2] Diese Verbindung zu ziehen ist jedoch problematisch, denn zur Gründung der *Annales* kommt es 1929, am Ende einer Phase, als ihre Väter schon dabei waren, gemeinsam mit anderen eine Universität zu verlassen, die zur «Normalität» zurückgekehrt war, ohne dass es dabei gelungen wäre, sie wieder vollständig in die Stadt und die Region einzubinden. Das Beispiel Straßburg wirft Fragen zu einer weiteren Verbindung auf: der zwischen der Ideengeschichte und der kurzen Zeitdauer, die eigentlich ihrem langen Gedächtnis zuwiderläuft. Die ganz genauen Daten, zum Beispiel der 15. Januar 1929, das Erscheinungsdatum der ersten Nummer der *Annales* in Straßburg, sind oftmals nur symbolische Eckpunkte viel größerer Zeitspannen; sie helfen Traditionen zu fixieren, die ihren eigenen Rhythmen folgen.

In einem kürzlich veröffentlichten (und zu lang geratenen) Aufsatz habe ich versucht, die komplexen Verbindungen zwischen den (historiographischen) Ideen, den (universitären) Institutionen und dem, was man vorschnell als die «Ereignisse» bezeichnet (den Weltkrieg, der noch nicht der Erste war), herauszuarbeiten.[3] Die zahllosen Untersuchungen aus jüngerer Zeit haben nicht alle Fragen darüber erschöpft, wie sich der Krieg auf das Wissen, die Wissenschaften, die Gelehrten oder die Universitäten ausgewirkt hat. In diesem kurzen Kommentar werde ich mich damit begnügen, einige Überlegungen zu vernachlässigten Kontinuitätselementen und durch das Ereignis verschärften Brüchen anzustellen.

Universitätstradition, Geistestradition

«Wir stehen vor der Aufgabe, wieder an den ‹Faden der Tradition› anzuknüpfen, der über die Jahrhunderte hinweg die neue Universität mit einer Universität verbindet, ‹die einen guten Ruf unter

1 Die umfangreichste Arbeit über die «Annales», Straßburg und Deutschland stammt von Peter Schöttler: Die «Annales»-Historiker und die deutsche Geschichtswissenschaft, Tübingen 2015.

2 Siehe dazu Françoise Olivier-Utard: Une université idéale? Histoire de l'Université de Strasbourg de 1919 à 1939, Straßburg 2016.

3 Bertrand Müller: L'université de Strasbourg dans l'immédiat après-guerre (1919–1925): lieu ou moment de reconfiguration des sciences sociales, in: Revue d'histoire des sciences humaines, 33 (2018), S. 211–240.

allen Universitäten Europas genossen hat›, zuvor aber gilt es, das deutsche Intermezzo abzuschließen und aus dem jahrhundertealten ‹Hort des Humanismus› zu schöpfen, einer ‹noch immer lebendigen und eigenständigen Tradition›, wie sie selbst an den Universitäten Frankreichs herrscht, ‹die in einer überholten Unterrichtsweise feststecken›.»[4] Diese Worte des Universitätsrektors Sébastien Charléty schlagen nach dem Ersten Weltkrieg denselben Ton an wie diejenigen Christian Pfisters, des neuen Dekans der Philosophischen Fakultät: Beide wollen bei den Eröffnungsfeierlichkeiten des Jahres 1919 die Wiedergeburt einer Tradition betonen, «die fast ein halbes Jahrhundert lang unterbrochen war». Aber um welche neue Universität handelt es sich da? Die Universität, in die man 1919 wieder einzog, ist 1872 von den Deutschen in einer vollständig umgestalteten und modernisierten Stadt erbaut worden, und zwar in einem neuen Viertel ‹der Neustadt›. Umgeben von neuen Gebäuden, dem Kaiserpalast und der Universitätsbibliothek lag die Universität in einem jüngst geschaffenen Wohnviertel, in dem die deutschen Universitätsmitglieder wohnten, bis sie 1919 rabiat aus ihren Wohnungen hinausgesetzt wurden, um Platz für die in der Mehrzahl aus Paris stammenden, nun französischen Universitätsangehörigen zu schaffen. Wie die Kaiser-Wilhelms-Universität zuvor, stand auch die französische unter einer besonderen Rektoratsverfassung, und wie jene unterstand auch diese den politischen Entscheidungen der jeweiligen Regierung. 1919 ebenso wenig wie 1872 hat der versuchte Neuanfang mit dem politisch-intellektuellen Dominanzstreben gebrochen, das jeweils zulasten der Stadt und der Region ging.

Wie sollte nun das deutsche «Intermezzo» beendet werden? Durch die Kontrastierung mit den geistigen und moralischen Vorzügen der Tradition des französischen Laizismus, deren Überlegenheit sich im Scheitern der «autoritären Germanisierung» gezeigt hatte. Der Verweis auf die Tradition ist eine Möglichkeit, an eine glanzvolle Vergangenheit anzuknüpfen, mit der sich «die eifersüchtige Bewunderung» der «deutschen Wissenschaft» zurückdrängen ließ.[5] 1919 äußerte sich «die französische Krise des deutschen Denkens» im Wunsch nach Vergeltung, so, wie sich die «Erneuerung Frankreichs» (Henri Berr) im «Schreckgespenst des Vergleichs» äußerte.[6]

4 Sébastien Charléty: Discours, in: Université de Strasbourg. Fêtes d'inauguration, 21., 22., 23. November 1919, Straßburg 1919, S. 5–8.

5 Henri Berr: L'histoire universelle, in: Revue de synthèse historique, 30, 88 (1919), S. IX.

6 Olivier-Utard: Une université idéale?, S. 23.

Im Spiegel der Niederlage von 1870 ist der Sieg von 1918 zwar ein militärischer, vor allem aber ist er ein geistiger. Frankreich hat die «Schlacht der geistigen Köpfe» gewonnen, und die Universität von Straßburg wurde zum Hort der Illusionen und der Enttäuschungen über die Bewunderung der Deutschen und Objekt einer quasi narzisstischen Fixierung auf die «moralischen Vorzüge» und die «intellektuellen Tugenden» der Franzosen.[7] Die Universität wird als französisches Gegenmodell zur deutschen Erfahrung, aber auch als eine Versuchsanstalt für die angestrebte Reform des französischen Universitätswesens betrachtet. Sie wird nicht bloß als ein rechtsrheinisches Modell gegenüber dem linksrheinischen gesehen, sondern als ein internationales und europäisches, als ein Mittel der «Franzisierung» des Elsass, wo sie zuvor ein Mittel seiner Germanisierung war.

Von Deutschland lernen, von Deutschland verlernen

Die Beziehung zu Deutschland spielt nicht allein im Bereich der Institutionen und der Organisation eine Rolle, sie dreht sich auch um das Geistige und Wissenschaftliche. Der in Straßburg geborene Charles Andler, Germanist und kämpferischer Sozialist, war maßgeblich an der Wiedereröffnung der Universität von Straßburg mitbeteiligt und galt als ein guter, aber kritisch distanzierter Kenner Deutschlands, der deutschen Universität und der deutschen «Wissenschaft». Vor allem die Reformanstrengung und die Errichtung neuer Universitäten in Deutschland haben ihn von der Bedeutung der Universitätsinstitute überzeugt, die aus den deutschen Universitäten ein «Geflecht von Versuchsanstalten» machten. Dennoch habe Deutschland «die Spezialisierung überzogen» und sei wie besessen von der Vergangenheit. Andler verweist damit auf die Frage des Historismus und auf das, was in seinen Augen eine Pervertierung der von diesem eingenommenen Pose der «historischen Unparteilichkeit» ist: auf seine «elegante und passive Neutralität», die «einen hoch aristokratischen Skeptizismus erzeugt» und «den Akademikern noch die kleinste oppositionelle Regung unmöglich macht».[8] Von Deutschland zu verlernen, das heißt, mit Andler gesprochen, zuvorderst die Gefahren einer auf die Spitze getriebenen Speziali-

7 Henri Berr: Le germanisme et l'esprit français, Paris 1919, S. 215.

8 Charles Andler: La Rénovation présente des Universités allemandes et des Universités françaises, in: Revue internationale de l'enseignement supérieur (1919), S. 432–447.

sierung zur erkennen und «die Überlegenheit der allgemeinen Vernunft über das Spezialwissen» zu verfechten.

«Von Deutschland verlernen», dieser Ausdruck stammt von einem weiteren germanophilen Europäer. Henri Pirenne, den die deutschen Besatzungsbehörden im Krieg interniert hatten, war vor 1914 ein gleichermaßen ausgezeichneter Kenner wie geschätzter Gesprächspartner der deutschen Historiker.[9] Obwohl er den Chauvinismus, die Überheblichkeit und die rassistischen Äußerungen der deutschen Historiker harsch kritisiert, lehnt er es ab, dem Nationalismus der anderen Seite zu huldigen, wie er sich in der Haltung vieler Intellektueller zeigte, und warnt vor einem, wie er formuliert, «Kreuzzug gegen die deutsche Wissenschaft». Von Deutschland verlernen, das bedeutet nun die nationalistisch-wissenschaftlichen Mythen anzuprangern und die Wissenschaft an den ihr angestammten Platz einer universalistische Perspektive zu rücken. Ziel müsse es sein, wieder an eine Vorstellung von Wissenschaft anzuknüpfen, die sich im internationalen Disput der Gelehrten entwickelte, insbesondere auf internationalen Kongressen. Pirenne schlägt die «vergleichende Methode» deshalb vor, weil «durch sie, und allein durch sie, die Geschichtsschreibung eine Wissenschaft werden und sich von den Gefühlsgötzen befreien kann. Sie wird es in dem Maße werden, in dem sie die Nationalgeschichte vom Standpunkt der Universalgeschichte aus begreift.»[10] Sechs Jahre später greift Marc Bloch auf dem Osloer Kongress diese Formulierung wieder auf, um das darin enthaltene methodische Programm ins rechte Licht zu rücken. Auch wenn die vergleichende Methode die Möglichkeit eröffnet habe, sich aufrichtig von jeder «Nationalmethodik» zu verabschieden, sei sie in der Folge oft als «Wegweiser aus Krisen» in Anspruch genommen worden und habe sich zu keiner Zeit als ein echtes «Paradigma» der Geschichtsschreibung durchgesetzt.[11]

Von Deutschland verlernen, das bedeutet auch, sich bewusst machen, dass der Krieg die Voraussetzungen für eine neue Welt geschaffen oder doch aufgezeigt hat. Georg Simmel, 1914 der Inhaber des soziologischen Lehrstuhls in Straßburg, hat dafür ein zeitdiagnostisches Sensorium, wenn er den Krieg als das «umwälzendste, zukunftbestimmendste Ereignis seit der Französi-

9 1919 gehörte er zu denen, die maßgeblich an der Wiederbelebung internationaler Wissenschaftsbeziehungen beteiligt waren. 1923 leitete er den ersten Weltkongress der Geschichtswissenschaften nach dem Krieg. Er fand (unter Ausschluss deutscher Historiker) in Brüssel statt und unterhielt besondere Beziehungen zur Universität von Straßburg.

10 Henri Pirenne: De la méthode comparative en histoire, discours d'ouverture, in : G. Des Marez und F.-L. Ganshof (Hrsg.): Comptes-rendus du cinquième Congrès international des sciences historiques, Brüssel 1923.

11 Marc Bloch: Pour une histoire comparée des sociétés européennes (1928), in: Ders.: L'Histoire, la Guerre, la Résistance, A. Becker und É. Bloch (Hrsg.), Paris 2016, S. 349–380.

schen Revolution» bezeichnet und einen neuen Menschentyp daraus hervorgehen sieht, einen, den er nicht mehr erleben sollte.[12] Viele teilten diese Einsicht, aber welche Folgen das haben würde, darüber gingen die Meinungen weit auseinander. «Alles ist fragwürdig geworden, das Leben der Einzelnen ebenso wie das der Völker, ja selbst das Schicksal der menschlichen Gattung und der Wert der Grundsätze, von denen sie sich leiten lässt», bemerkt Henri Berr. Ob die Krise, die sich hier vor den Augen aller entfaltet und die ganze Menschheit in Mitleidenschaft zieht, überwunden werden kann, dessen sei sich die Gelehrtengemeinde, die wissenschaftliche wie die historische, nicht gewiss. Die herkulische Aufgabe bestehe daher nicht allein darin, wieder etwas aufzubauen, es müssten vielmehr neue Werkzeuge, neue Methoden und neue Begriffe erfunden werden, um auf eine völlig veränderte Welt zu reagieren.

Ort, Zeit, intellektueller Wandel. Die Orte der «Annales»

Nach 1919 ist die Krise des «Bewusstseins» besonders den Historikern lebhaft präsent, und in Straßburg gehen die frisch berufenen Historiker daran, die Grundsätze ihrer Zunft zu verändern und die soziale Aufgabe der Geschichtswissenschaft neu zu bestimmen. Lucien Febvre tritt seinen Lehrstuhl für neuzeitliche Geschichte mit der Ablehnung jeglicher Art von «serviler Geschichtsschreibung» an, einer jeden Geschichtsschreibung, die sich in den Dienst irgendeiner nationalistischen oder ideologischen Sache stellt. Statt dessen fordert er eine Geschichtsschreibung, die dazu beiträgt, die Probleme der veränderten Gegenwart zu verstehen, eine wirtschaftliche und soziale Geschichtsschreibung, die mit der historistischen Tradition bricht, sei es die deutsche oder die französische.

In Straßburg begegnen sich Lucien Febvre und Marc Bloch und nehmen die Zusammenarbeit auch mit anderen Gelehrten auf. Mehr als der Ort ist es «der Geist von Straßburg», der sich vor allem durch ein Milieu auszeichnet, das intellektuell stimulierend ist, getragen von einem unübertroffenen «Gefühl der Solidarität, der Gemeinschaft, des Austausches» – von Dauer ist es aber nicht.[13] Obwohl große wissenschaftliche Vorhaben realisiert werden – 1924 erscheinen *Les Rois thaumaturges* von Marc Bloch

12 Georg Simmel: Die Krisis der Kultur, Vortrag gehalten im Januar 1916 in Wien, abgedruckt in: Der Krieg und die geistigen Erscheinungen, München 1917. Simmel starb 1918.

13 Brief an Henri Berr, in: Lucien Febvre, Lettres à Henri Berr, hrsg. von G. Candar und J. Pluet, Paris 1997, S. 65.

14 Brief an Henri Berr, Herbst 1923, ebd., S. 164

Abb. 1
Während die Straßburger Historiker nach dem Ersten Weltkrieg eine Krise des Geistes diagnostizierten, mangelte es der Bevölkerung an Fleisch: 100 Gramm pro Tag und Person mussten genügen. Fleischkarte aus dem ersten Quartal 1919, als die Stadt nicht mehr zu Deutschland, aber auch noch nicht offiziell wieder zu Frankreich gehörte.

und ein Jahr später *Les cadres sociaux de la mémoire collective* von Maurice Halbwachs –, bleiben die Verheißungen und Versprechen kurzlebig.

Febvre, der 1921 Bloch mit ins Boot geholt hat, muss die Gründung einer *Revue internationale d'histoire économique* aufgeben. Bezeichnenderweise sollte der Titel ursprünglich *Revue d'histoire et sociologie économiques* lauten. Seit 1923 klagt er über die Eintrübung der Atmosphäre in Straßburg: «Ich nehme es nicht hin, meine Tage hier zu beenden, Beziehungen unterhalte ich schon, aber keine Freundschaften.»[14] Mitte der 20er-Jahre, als die politischen und ökonomischen Bedingungen sich verschlechtern und zu einem Hemmschuh werden, verschlechtert sich auch die institutionelle und intellektuelle Lage.

Das Erscheinen der ersten Nummer der *Annales d'histoire économique et sociale* am 15. Januar 1929 findet daher schon an einem anderen Ort und in einem anderen Milieu statt. Gewiss, die Zeitschrift ist in Straßburg konzipiert worden, und manch einer ihrer ersten Mitarbeiter lehrt zwar noch immer dort, aber ihre Gründer, die an der Spitze der Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichtsschreibung gestanden hatten, haben ihren Blick schon lange auf Paris gerichtet. Ab 1925 wartet Lucien Febvre auf eine günstige Gelegenheit, an die Sorbonne zurückzukehren oder

demnächst ins Collège de France aufgenommen zu werden; seit 1928 hat er zielgerichtet darauf hingearbeitet. Marc Bloch, der erst 1927 zum ordentlichen Professor auf seinem Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte ernannt wird, ist ebenfalls auf dem Absprung. Beiden sollte er gelingen: 1933 dem einen, 1936 – nach einigen Anläufen und Verzögerungen – dann auch dem anderen.

Der Universität Straßburg, die geistiges Terrain zurückgewinnen und als Reformuniversität ein mögliches Modell für das französische Universitätswesen insgesamt sein sollte, war es zwischenzeitlich gelungen, intellektuelle Freiräume zu schaffen, die so in Paris nur schwer durchsetzbar gewesen wären. Indem sie auf die Bildung eines wissenschaftlichen Milieus setzte, das sich in der Forschung von neuen Wegen und Werten anregen ließ, hat sie die Möglichkeiten für eine «kleine geistige Revolution» (Marc Bloch) geschaffen, die sich darin manifestierte, dass Grenzen überschritten, herkömmliche Rahmen gesprengt wurden: der Rahmen der akademischen Welt durch die Hinwendung zur Wirtschaft und zum gesellschaftlichen Handeln, der Rahmen des Fachs durch die Hinwendung zu den Sozialwissenschaften, der Rahmen der Geschichtsschreibung durch die Hinwendung zu Epochen, dokumentarischen Quellen und der Gegenwart.

Als Geburtsort für das Neue darf man Straßburg jedoch nicht unabhängig von der Zeit betrachten: den Jahren nach dem Krieg. Für die Historiker der *Annales*, für Marc Bloch und Lucien Febvre war der Krieg eine existentielle Erfahrung – schließlich gehörten sie zur «Generation der Frontsoldaten» (Marc Bloch) –, vor allem aber war er ein «Versuchslabor der Historie» (Ulrich Raulff), das Versuchslabor eines neuen historischen Bewusstseins, einer neuen Beziehung von Geschichte und Gesellschaft, einer neuen Beziehung der Geschichte zu Vergangenheit und Gegenwart. Nach dem Krieg empfahl Pirenne, gefolgt von Marc Bloch, die vergleichende Geschichtswissenschaft als ein Mittel zur Überwindung der Nationalgeschichte. Febvre prangerte die «servile Geschichtsschreibung» an und erklärte, jede Geschichte sei Gegenwartsgeschichte. Marc Bloch bediente sich des Handwerkszeugs eines Mediävisten, um seine Gegenwart und die «Falschmeldungen des Krieges» zu beobachten und zu interpretieren. Mit ihrer Abkehr von der historistischen Tradition, ob nun in ihrer deutschen

oder französischen Spielart, proklamieren die *Annales* und der von ihnen initiierte historiographische Wandel keinen neuen theoretischen Diskurs, sie versuchen vielmehr, die Mentalität und die Arbeitsgewohnheiten des Historikers grundlegend umzustürzen. Diese Abkehr stand in erster Linie für erkenntnistheoretische und strukturelle Umwälzungen, die die Geschichtswissenschaften, die Geisteswissenschaften und die Wissensbestände ins Wanken brachten.

Zu den Paradoxien dieser konstruktiven Abkehr gehört es, dass sie sich von Anfang an selbst als eine Art Tradition behauptet. Im redaktionellen Vorwort zur ersten Ausgabe werden kurz und knapp einige Grundsätze aufgeführt, die weniger programmatisch sind als vielmehr eine bestimmte Geisteshaltung für sich beanspruchen. Schon nach kurzer Zeit sprechen die Herausgeber der Zeitschrift von einem «Geist der *Annales*», obwohl die Zeitschrift noch nicht auf eine Geschichte zurückblicken kann. 1930 werden in einem neuen redaktionellen Vorwort Überlegungen angestellt, die nicht Bilanz ziehen, sondern die Leitlinien der Zeitschrift schärfen und klären wollen, was daraus für die Festlegung der Sparten folgt. Zudem wird darin bekräftigt, dass die Zeitschrift vom Kollektiv lebt. Zehn Jahre später präzisiert ein weiteres redaktionelles Vorwort, worin dieser «Geist der *Annales*» besteht: «in einem Geist, der gewissenhaft auf Genauigkeit achtet; der getrieben ist von einer für Ideen offenen Neugierde und vor allem von dem ständigen Bemühen, den Austausch zwischen den Mitarbeitern zu fördern».[15] Nicht hingegen zeichnet er sich durch einen besonderen historiographischen Anspruch aus und noch weniger durch intellektuellen Erfolg. Ganz im Gegenteil: Die redaktionelle Note wendet sich mit der Bitte um Unterstützung an die Leser und teilt ihnen mit, dass man vom Vertrag mit dem Verlagshaus Armand Colin zurückgetreten sei, die Zeitschrift aber weiterhin unter Federführung der Autoren unter dem gekürzten Titel *Annales d'histoire sociale* erscheinen werde.

Dass die *Annales* eine Schule bildeten, ist eine Erfindung, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg deutlicher Gestalt annehmen wird und zu manch einer Verwirrung geführt hat: über eine im Wesentlichen von ihren Gründern mit Geist erfüllten Zeitschrift und den Sekretär Paul Leuilliot, ein niemals deutlich formuliertes

15 Marc Bloch und Lucien Febvre: «A nos lecteurs», in: Annales d'histoire économique et sociale, 54 (1938), S. 481f.

wissenschaftliches Programm und ein Kollektiv, das in den Zwischenkriegsjahren, ungeachtet der vielen internationalen, oft einzigartigen Beiträge, auf den persönlichen Einsatz ihrer Herausgeber beschränkt blieb, die in Paris ihren jeweils eigenen Weg gingen.

Die Verunsicherung der Vernunft

Das nahezu gleichzeitige Erscheinen der *Rois thaumaturges* und der *Cadres sociaux de la mémoire collective* zeugt von dem gemeinsamen Willen, anscheinend irrationale Phänomene rational zu verstehen, wie etwa den Glauben an die heilkräftige Macht oder die Gedächnisphänomene, die sich in einer Zeit, in der das Irrationale an Boden zu gewinnen scheint, rational als Probleme der «kollektiven Vorstellungen» begreifen lassen.[16] Diese Koinzidenz ist umso sprechender, wenn man bedenkt, das Bloch, der mit seiner Studie über die «Falschmeldungen» auf so brillante Weise die Analyse irrationaler Phänomene in der Geschichte in Angriff genommen hat, dieses Thema nach 1925 fallen lässt, um sich ganz auf Fragen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu konzentrieren, während Halbwachs die Untersuchung zum Gedächtnis zwar nicht aufgegeben hat, ihr aber vor 1941 kein neues Werk widmet.[17] Zum gleichen Zeitpunkt hält Lucien Febvre im elsässischen Mühlhausen eine Reihe von Vorträgen über die «Zivilisation der Renaissance», die an die ernüchternden Worte von Paul Valery (1981–1945) anknüpft: «Wir anderen Zivilisationen, wir wissen nun, dass wir sterblich sind.» Die düsteren Reflektionen dürften, wie Febvre meint, nicht die Notwendigkeit verstellen, zu erfassen und zu verstehen, «welche Zivilisation sich morgen in dieser neuen Welt etablieren wird».[18]

Das Thema Krise, Krisen, Abbruch oder Zusammenbruch der Zivilisation ist kurz nach Kriegsende allgegenwärtig.[19] Wenn, um mit Célestin Bouglé (1870–1940) zu reden, der Krieg «ein Skandalon der Vernunft» [20] war, dann hat er vor allem eine oder mehrere Krisen enthüllt, tiefgehende Krisen großen Ausmaßes, «eine allgemeine und tiefgehende Krise der Ideen und wissenschaftlichen Begriffe, was einen plötzlichen Aufschwung bestimmter Wissenschaften ausgelöst hat […].»[21] In Lucien Febvres Augen ist die Krise Folge einer «wahrhaft ideologischen Revolution», die sich

16 Der deutsche Zwischentitel «Die Verunsicherung der Vernunft» ist dem Titel des Buches von Enrico Castelli-Gattinara: Les inquiétudes de la raison, Paris 1998, entlehnt.

17 Marc Bloch: Réflexions d'un historien sur les fausses nouvelles de la guerre, in: Revue de synthèse historique, 33 (1921), S. 17–39.

18 Lucien Febvre: Civilisation, évolution d'un mot et d'un groupe d'idées, in: Première Semaine Internationale de Synthèse, Civilisation, le mot et l'idée, Paris 1930, S. 1–56.

19 Siehe dazu auch Bertrand Müller: Marc Bloch und die Sozialwissenschaften, in: Marc Bloch. Historiker und Widerstandskämpfer, hg. von Peter Schöttler, Frankfurt/M./New York 1999, S. 72–101.

20 Célestin Bouglé: Tradition française et Société des Nations, in: De la sociologie à l'action sociale. Pacifisme. Féminisme. Coopération, Paris 1923, S. 20.

21 Lucien Febvre: L'histoire en France depuis 10 ans, in: Bertrand Müller: Histoire traditionnelle et histoire nouvelle: un bilan de combat de Lucien Febvre, in: Genèses. Histoire et sciences sociales, 35 (1999).

im Scheitern und Zusammenbruch eines ‹Theoriegebäudes› zeigt, das sich seit dem 17. Jahrhundert entwickelt hat: die rationale Mechanik.[22] An diesem neuen Ausgangspunkt «spielt das große Drama der Relativitätstheorie, die das ganze Gebäude der Wissenschaften erschüttert und ins Wanken gebracht hat», und davor war jener andere große «Geisteswandel» zu beobachten, das Sprengen der «Perspektive» und die Geburt der abstrakten Kunst, die die Darstellungsweisen, die Art zu sehen und über die kulturellen Weltbezüge nachzudenken umgestoßen haben.[23] Die Verunsicherung der Vernunft entspringt der «Zersetzung der beiden Vorstellungen von Zivilisation, der wissenschaftlichen und der pragmatischen». Die eine erkennt die Vielfalt der Zivilisationen an, die andere tröstet sich nicht mit der Dominanz «einer höheren Zivilisation, die von den weißen Völkern Westeuropas und Nordamerikas getragen und verbreitet wird».

Wenn ich hier an Überlegungen Febvres erinnere, die seit den 1930er-Jahren entwickelt worden sind, dann weil sie uns in eine andere Zeitlichkeit versetzen, uns auf andere Brüche stoßen, die sich, vor allem nach dem Krieg, jenseits der Krise des Fortschritts, der Krise der Moderne, der Krise des Historismus abzeichneten. Diese haben ihn kurz nach dem Krieg dazu veranlasst, drei Erkenntnisse für die Geschichtsschreibung zu formulieren. Die erste ist moralischer Natur und in erster Linie eine Zurückweisung. «Eine dienende Geschichtsschreibung ist eine servile Geschichtsschreibung», mit dieser Schlussfolgerung weist er auf die ideologischen Auswüchse während des Krieges hin.[24] Diese Absage an die Dienstbarkeit fordert nicht, sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen, es geht ihr vielmehr darum, sich neu auf den bürgerlichen Stand einer «Vereinigung von Historikern» zu besinnen, die zunehmend «im Widerspruch zu ihrer eigenen Epoche steht». Die zweite Erkenntnis bringt ebenfalls eine Überzeugung zum Ausdruck: Geschichte ist eine eigenständige Wissenschaft, untrennbar verbunden mit der sie umgebenden wissenschaftlichen Welt und Mitglied der «Gemeinschaft der Wissenschaften». Diese beiden Erkenntnisse enthalten nicht das geringste «positivistische» Zugeständnis, sondern künden von dem klaren Willen, der Geschichtswissenschaft eine rational konstruktivistische Richtung vorzugeben, von ihr die «stets währende Unruhe eines wa-

22 Lucien Febvre: Vivre l'histoire, propos prononcés à la rentrée de 1941 à l'ENS, in: Ders.: Vivre l'histoire, Paris 2009, S. 29.

23 Lucien Febvre, La vie cette enquête continue, in: Ders., Vivre l'histoire, Paris 2009, S. 49.

24 Lucien Febvre: L'histoire dans le monde en ruines. Leçon d'ouverture, in: Revue de synthèse historique, 30, 88 (1920), S. 2–15.

chen, sich einmischenden Geistes» zu verlangen. Die letzte Erkenntnis ist pragmatischer Natur, da die Anstrengung nach dem Krieg vor allem dem Wiederaufbau galt, einer Aufgabe, die sich dem Historiker auf sämtlichen Feldern aufdrängte. Auf dem des Unterrichts: Es mussten neue Lehrpläne her. Auf dem der Ausbildung: Es bedurfte einer anderen historischen Kultur. Und vor allem auf dem der Forschungsorganisation.

Die Krise der Geschichtsschreibung stellt die Historiker indessen noch vor Probleme einer ganz anderen Dimension, denn es genügt nicht, das Fach wiederaufzubauen, seine Grundlagen und sein Zeitbezug haben neu gedacht zu werden. Das heißt, es gilt ein neues wissenschaftliches Programm zu formulieren, dessen Schwerpunkt auf ökonomischen und sozialen Problemen liegt und das darüber hinaus intern Kritik an der «traditionellen Geschichtsschreibung» und extern an den «Produzenten einer wohlfeilen Geschichtsphilosophie» übt.[25] Die von Febvre offen eingenommene «kämpferische» Haltung ist für die Nachkriegsveränderungen bezeichnend und sicherlich nicht ganz neu, doch in ihrer Radikalität drückt sie deutlich aus, welche Verschiebungen und Umgestaltungen hier am Werk sind und wie diese in der Geschichtsschreibung ebenso wie in der Soziologie und der Psychologie in dem gemeinsamen Willen zusammenlaufen, den Geisteswissenschaften einen neuen Platz anzuweisen.

Ein wesentliches Instrument dieser Auseinandersetzungen waren die *Annales* in den Zwischenkriegsjahren, aber sie waren nicht das einzige. Febvre hat weder der *Revue de synthèse* noch dem 1925 gegründeten *Centre de synthèse* den Rücken gekehrt.

Obgleich als «Versuchsanstalt» für die Reform der Universitäten gedacht, musste sich die Universität Straßburg damit begnügen, ein Vorzimmer der Sorbonne zu sein. Sie war eine Gefangene der Nachkriegspolitik, nicht zuletzt als ein Beobachtungsposten gegenüber von Deutschland geplant, bleibt sie gespalten hinsichtlich der Frage, welche Haltung sie zum Nachbarland einnehmen soll; schließlich liegt sie am Rhein, der nicht nur die Grenze bildet, sondern auch eine Konfliktzone, einen deutsch-französischen Zankapfel.

Aus dem Französischen von Christiana Goldmann

25 Febvre hat hier ebenso sehr Charles Péguy und Paul Valéry im Auge wie Oswald Spengler oder Arnold Toynbee.

Bildnachweis: Abb. 1: Privatarchiv Ulf Morgenstern.

Jan Bürger

Traumchemie

Wie Yvan Goll Straßburg wiedersah

Nichts hatte sich Yvan Goll in Brooklyn sehnlicher gewünscht als das Ende des Zweiten Weltkriegs. Dennoch fiel es dem Lyriker, Dramatiker und Erzähler schwer, im Juni 1947 nach Europa zurückzukehren. In dieser Hinsicht ging es ihm nicht anders als Alfred Döblin, Bertolt Brecht oder Thomas Mann – als all seinen deutschen Freunden und Bekannten, die in den USA Zuflucht gefunden und so den Nationalsozialisten entkommen waren. Die Verfolgungen und Gefechte gehörten der Vergangenheit an, nun stand ihnen die Remigration bevor, der Neuanfang in einer Welt, die seit ihrer Flucht von Grund auf erschüttert, wenn nicht für immer zerstört worden war.

Aber gehörte Yvan Goll überhaupt zur Gruppe der deutschsprachigen Emigranten? Die Frage nach seiner Nationalität hatte er doch schon 1919 weit von sich gewiesen. Als es darum ging, für Kurt Pinthus' *Menschheitsdämmerung* eine der üblichen Kurzbiografien einzureichen, nutzte Goll, der bürgerlich Isaac Lang hieß, die Chance, mit den Konventionen zu brechen. Bemerkenswerterweise ist diese Notiz aus der wichtigsten Lyrikanthologie des Expressionismus heute bekannter als Golls Gedichte. Denn mit seiner äußerst knappen Selbstdarstellung gelang es ihm, Erfahrungen all derjenigen zu verdichten, die um 1900 in der Gegend von Straßburg aufgewachsen waren; wobei in seinem Fall erschwerend hinzukam, dass er Jude war. «Iwan Goll hat keine Heimat», konstatierte er: «durch Schicksal Jude, durch Zufall in Frankreich geboren, durch Stempelpapier als Deutscher bezeichnet. Iwan Goll hat kein Alter: seine Kindheit wurde von entbluteten Greisen aufgesogen. Den Jüngling meuchelte der Kriegsgott. Aber um ein Mensch zu werden, wie vieler Leben bedarf es.»[1]

Kurzerhand erklärte sich Goll damit zur Avantgarde des modernen Europa, zum politischen und generationellen Zwischenwesen: Weder jung noch alt, weder französisch noch deutsch. Oder vielmehr alles gleichzeitig und zusammen.

Nachdem der überzeugte Pazifist seine Hoffnungen auf ein friedlich vereinigtes Europa aufgeben musste, machte er in seiner Wahlheimat Paris und anschließend in den USA die Figur des *Jean sans Terre* zu einer Art Alter Ego: *Johann Ohneland*, der mit dem historischen Regenten lediglich den Namen teilt. Goll entwarf einen Mann, der aus allen Ländern verwiesen wird und

1 Kurt Pinthus (Hg.), Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus, Reinbek 1995 [erstmals 1920, revidiert 1955], S. 341.

«von Kontinent zu Kontinent irrt». Programmatisch zeichnete er in dem umfangreichen Zyklus Szenen einer «rastlosen Reise» um eine «rastlose Welt».[2] Strasbourg, das alte Straßburg seiner Kindheits- und Studienjahre, schien dabei in unerreichbare Ferne zu rücken, ins Jenseits. Vermutlich konnte sich Goll am Hudson kaum noch vorstellen, den Rhein jemals wiederzusehen.

Doch es kam anders: Deutschen Boden sollte Goll nie wieder betreten (vielleicht wollte er es auch nicht), nach Lothringen und ins Elsass aber reiste er. 1948 streifte der in Saint-Dié-des-Vosges geborene Weltbürger alle Posen und Selbstinszenierungen ab und besuchte seine Mutter Rebecca in Metz, wo sie mittlerweile in einem Altersheim lebte. Goll war hier einst zur Schule gegangen, und für kurze Zeit zog er zusammen mit seiner Frau Claire in das alte Haus seiner Familie. Hat Rebecca, die nun durch ihre zweite Ehe Kahn hieß, ihren berühmten Sohn jetzt wieder Isaac gerufen, so wie als Kind? Wir wissen es nicht. Greifbar sind nur die Erinnerungen Claire Golls, und sie war, man sollte es deutlich sagen, eine notorische Lügnerin.[3]

Notgedrungen blieb Goll viel kürzer als geplant in Metz. Seine 1945 diagnostizierte Leukämie zwang ihn vom 21. September bis Januar zu einem Aufenthalt im Hôpital Civil in Strasbourg. Die Lage war aussichtlos, vielleicht hatte er noch ein paar Monate, vielleicht auch ein Jahr. Am 27. Februar 1950 starb er in der Nähe von Paris.

Zu den erstaunlichsten Begebenheiten dieses ungewöhnlichen Lebens gehört Golls Rückkehr zur deutschen Sprache im Angesicht des Todes. Seit Jahren hatte er fast ausschließlich französisch geschrieben. In den USA wechselte er manchmal sogar ins Englische. Ein deutscher Dichter schien er schon lange nicht mehr. Deutsch war für ihn zur Sprache Hitlers geworden und für immer zerstört.

1948 aber, auf dem Straßburger Krankenlager, eroberte er sich die Sprache von den Feinden und Mördern zurück und schrieb mit *Traumkraut* seinen wohl wichtigsten Gedichtzyklus überhaupt.[4] Neben den etwa zur gleichen Zeit entstandenen Bänden *In den Wohnungen des Todes* von Nelly Sachs und *Der Sand aus den Urnen* von Paul Celan gehört *Traumkraut* zu den frühesten dichterischen Zeugnissen derjenigen, die der Shoah entkamen. Stras-

2 Yvan Goll: Die Lyrik in vier Bänden, Band III, hg. und kommentiert von Barbara Glauert-Hesse, Berlin 1996, S. 8.

3 Vgl. Claire Goll: Ich verzeihe keinem. Eine literarische Chronique Scandaleuse unserer Zeit, aus dem Französischen von Ava Belcampo, Bern und München 1978; zur Biografie von Claire und Yvan Goll einschlägig: Susanne Nadolny: Claire Goll. Ich lebe nicht, ich liebe. Eine biografische und literarische Collage, Berlin 2002.

4 Eine französische Ausgabe der «Traumkraut»-Gedichte erschien mit Illustrationen von Sonia Delaunay; die Übertragungen stammen größtenteils von Claude Vigée: L'Herbe du songe, traduction, übersetzt von Claire Goll und Claude Vigée, Paris 1971. Vgl. auch den Beitrag von Freddy Raphael in dieser Ausgabe.

5 Handschrift aus dem Konvolut «Traumchemie» im Nachlass von Yvan Goll im DLA Marbach. Die 21 losen Blätter fanden sich in einem Umschlag der Marke «Bloc Alsace», dessen Titel von Claire Goll geschrieben wurde (Zugangsnummer 73.3930); vgl. Yvan Goll: Die Lyrik in vier Bänden, Band II, hg. und kommentiert von Barbara Glauert-Hesse, Berlin 1996, S. 319 und S. 418.

6 Nelly Sachs: Gedichte 1940–1950, hg. von Matthias Weichelt [Nelly Sachs, Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden, hg. von Aris Fioretos, Band 1], Berlin 2010, S. 11.

Nr 75 Universitäts-Lesezimmer.

Eintritts-Karte

Herrn stud. med. I. Lang

Wohnung Rigaerstraße 15

gültig

vom 1. Oktober 1913 bis 31. März 1914

72.16044

Abb. 1
Das Jurastudium führte Isaac Lang, der später als Yvan Goll berühmt wurde, nach Straßburg: Leseausweis der Kaiser-Wilhelms-Universität aus seinem Marbacher Nachlass.

bourg wurde für Goll in diesen Monaten zu einem privaten Zwischenreich, zur Grenzstadt zwischen Leben und Tod. Auf einem Blatt mit Reinschriften, das er mit «Traumchemie 48» überschrieb, findet sich etwa folgendes Gedicht, dessen Metaphorik unübersehbar auf die Konzentrationslager anspielt und die Erfahrungen der Krankheit und der Verfolgung auf irritierende Weise kurzschließt:

In den Hochöfen des Schmerzes
Wächst gelbrotgelb
Die Fieberblume
Und Asphodelen der Angst
An den Abhängen der Nacht

Arbeit nächtliche Arbeit des Fleisches
Die Dotter- und die Eiterkelche
Torkelnd
Und von Tränen betaut

Was braut der Herr der Erze und der Herzen?
Den Schrei
Den Schrei aus gefangenem Leib
Wie eine goldene Lanze
Die Sonne stürzen will[5]

Golls Hochöfen scheinen jenen Schornsteinen auf den «sinnreich erdachten Wohnungen des Todes» benachbart, die Nelly Sachs 1945/46 ins Auge fasste.[6] War es der Nachklang der Auf-

HOSPICES CIVILS DE STRASBOURG

Salle N° 121

HOPITAL CIVIL

REQUÊTE DE SORTIE

(Acte au Bureau d'Admission, conformément à l'article 43 du règlement)

Je, le malade Goll Ivan

admis le 21.9.48 est en état

de quitter l'hôpital à dater d'aujourd'hui.

Est capable de travailler

Est incapable de travailler

Strasbourg, le 14 janvier 1949

Le médecin, p.o.

Hospices Civils de Strasbourg

Hôpital Civil

Imp. Alsacienne – 17507

78.16246

Abb. 2
An seinem Spätwerk arbeitete Goll in der Krebsstation: Entlassungsschein des Hôpital Civil vom 14. Januar 1949.

schrift ‹Arbeit macht frei› an den Toren der Konzentrationslager, der Goll dazu brachte, die «nächtliche Arbeit» des Fleisches in späteren Fassungen in «Tag- und Nachtschichten des Fleisches» zu korrigieren und so die Imaginationen stärker an den Krankenhausalltag heranzuführen? Auch der «gefangene Leib» in der letzten Strophe wird zunächst zu einem «zertretenen», dann zum «verreckten» und schließlich, folgt man den von Claire Goll betreuten und oft höchst fragwürdigen Drucken, schlicht zum «dunklen» Leib.[7] Hatte Goll Skrupel, als Überlebender Vergleiche zu ziehen, die allzu deutlich auf den Holocaust bezogen werden konnten?

In seinen letzten Jahren suchte er nach einem deutschen Idiom, das an seine dichterischen Anfänge während des Jurastudiums in Straßburg anknüpfte und zugleich neue Ausdrucksmöglichkeiten erschloss. Claire Goll, die ihrem kranken Mann zur Seite stand, schilderte dieses in der Nachkriegsliteratur einzigartige künstlerische Vorhaben mit der für sie typischen Neigung zu Übertreibungen, Pathos und Kitsch: «In seinem lothringischen Elternhause hörte Ivan Goll nie ein deutsches Wort. Im Gymnasium zu Metz und später, als er kurz vor dem Ersten Weltkrieg auf der Straßburger Universität seinen Doktor machte, hörte er nie ein französisches. So kam es, daß er – in beiden Sprachen aufgewachsen – abwechselnd deutsch und französisch schrieb. Freilich inspirierte ihn zu der Mehrzahl seiner Bücher seine erste Muttersprache, und fünfzehn Jahre lang hatte er keinen deutschen Vers mehr geschrieben. Aber als er 1948 vor seiner tragi-

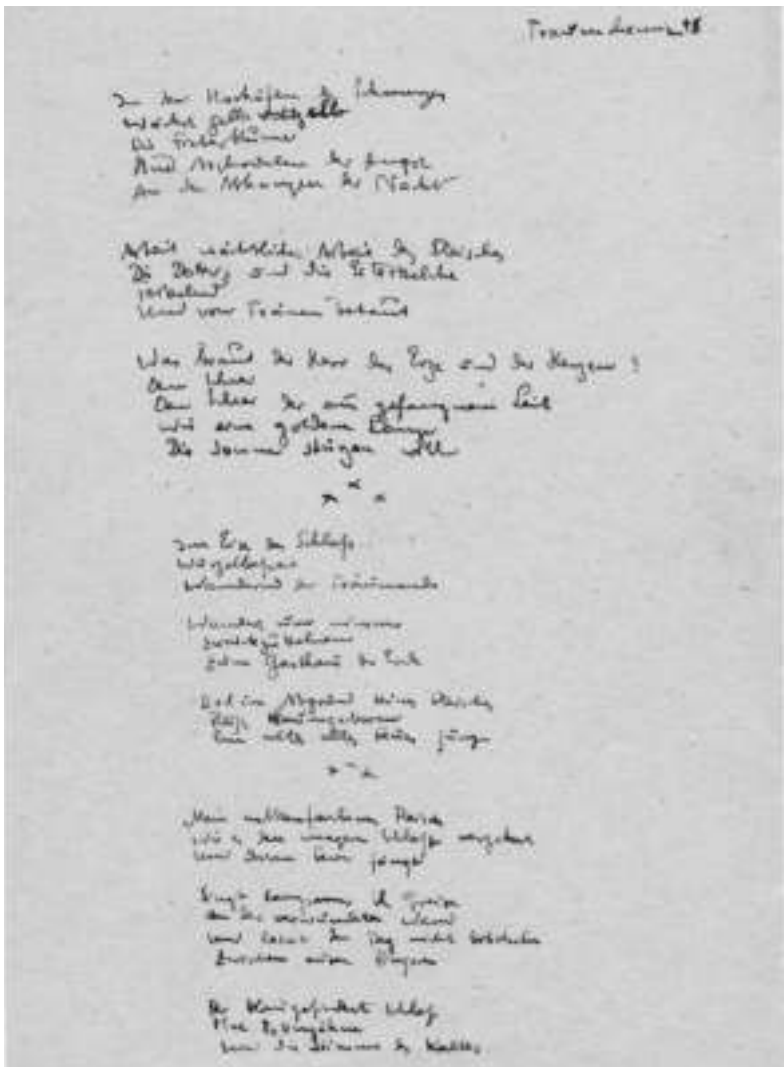


Abb. 3
«Traumchemie 48» – eine frühe Reinschrift des Gedichts «In den Hochöfen des Schmerzes» aus Yvan Golls Nachlass, die vermutlich in der ersten Hälfte des Jahres 1948 entstand. An dem Zyklus «Traumkraut» arbeitete er besonders intensiv in den Monaten im Straßburger Hôpital Civil.

schen Krankheit, der Leukämie, in das Spital von Straßburg flüchtete, das ihn nach fünf Monaten wunderbarerweise noch einmal befristet ins Leben entließ, nahm die Sprache seiner Jugend wieder von ihm Besitz und es entstand […] schon ein Teil der Gedichte des ‹Traumkrauts›. / Mit neunzehn Todeskandidaten den Saal teilend, hinaussehend auf den alten, romantischen Giebel des Straßburger Spitals und dessen zierliche kleine Kirche, atmete der kranke Dichter wieder den Geruch des seltsamen Krautes, jener unheimlichen, geheimnisvollen Traumblume, die einst auf dem deutschen Boden seiner Studentenzeit geblüht hatte.»[8]

Offensichtlich ist an dieser Darstellung sehr vieles unzutreffend. Goll verstand sich spätestens seit seinen frühesten expressi-

7 Vgl. hierzu neben den Handschriften im DLA Marbach den Erstdruck des Gedichts unter dem Pseudonym Tristan Thor in der von Alfred Döblin herausgegebenen Zeitschrift Das Goldene Tor, 3. Jg. 1948, Heft 5, S. 465, sowie die von Claire Goll postum herausgegebene Sammlung «Traumkraut».

8 Claire Goll: Vorwort, in: Ivan Goll: Traumkraut. Gedichte aus dem Nachlaß, Wiesbaden 1951, S. 5–8., hier S. 5.

onistischen Gedichten als radikaler Modernist, auch beim Schreiben von *Traumkraut* empfand er seine Arbeit an der Sprache keinesfalls als unheimlich-geheimnisvoll, sondern eher als chemisch-synthetisierend. Er protokollierte und analysierte seine Träume, die krankheitsbedingten Bewusstseinstrübungen und Erschöpfungszustände und nutzte sie auf der Suche nach Neologismen und unerschlossenen sprachlichen Sedimenten. Bei aller Feindschaft mit André Breton war er ihm, Antonin Artaud und auch Henri Michaux viel stärker verbunden als mystifizierenden Spielarten der Romantik, in deren Tradition ihn seine Witwe stellen wollte.

Ferner stimmen die Fakten, die Claire Goll präsentiert, nur zum Teil: Der Aufenthalt im Hôpital Civil dauerte nur knapp vier Monate, und Golls Briefe, die im Nachlass überlieferten Handschriften sowie die erste Veröffentlichung von *Traumkraut*-Gedichten in Alfred Döblins Zeitschrift *Das Goldene Tor* belegen, dass der Lyriker schon wieder auf Deutsch zu schreiben begonnen hatte, bevor er nach Metz und Strasbourg zurückkehrte.[9] Solche Ungenauigkeiten wären nebensächlich, wenn Golls Lebenswerk als Folge der Fälschungen seiner Witwe heute nicht fast in Vergessenheit geraten wäre. Besonders Claire Golls haltlose Plagiatsvorwürfe gegen Paul Celan diskreditierten es mehr und mehr. An der künstlerischen Bedeutung von Yvan Golls späten Gedichten, für die der Aufenthalt in Strasbourg fraglos von großer Bedeutung war, ändert das allerdings nichts: Sprachlich und geografisch stammen sie aus dem Grenzgebiet zwischen Deutschland und Frankreich. Man könnte sie als den Versuch einer Rekonstruktion der missbrauchten deutschen Sprache aus dem Geist des Romanischen beschreiben, als Dichtung des Überlebens. In dieser Hinsicht ist Yvan Golls Nähe zu Paul Celan in der Tat beachtlich.

9 Ausführlich hierzu: Paul Celan – Die Goll-Affäre. Dokumente zu einer ‹Infamie›, zusammengestellt, herausgegeben und kommentiert von Barbara Wiedemann, Frankfurt/M. 2000, S. 697–749.

Bildnachweis:
Abb. 1– 3: DLA Marbach.

Freddy Raphaël

Vom Elsass nach Jerusalem

Die unvollendete Suche des Claude Vigée

Meine persönliche Annäherung an Claude Vigées Weg vom Elsass nach Jerusalem und darüber hinaus erfolgt in drei Etappen.[1] Am Beginn steht das Land der Sümpfe, des Nebels und des Regens, das er 1939 verlassen musste. Es folgt das unverhoffte Ende des Exils 1960: die überwältigende Entdeckung der unermesslichen Weite des Himmels über dem Gelobten Land und des von Adern durchzogenen Felsens der dreimal heiligen Stadt. Und doch war dies nicht der Ort, an dem die Suche Claude Vigées an ihr Ziel kam. Sie führte den Dichter, der beständig unterwegs war, vielmehr bis in sein tiefstes Innerstes.

Verbundenheit und Entwurzelung aus der ersten Heimat: dem Elsass

Seit seiner frühen Kindheit war Claude Vigée von der rheinischen Natur der Umgebung des Marktfleckens Bischweiler, in dem er aufwuchs, geprägt. Diese Gegend ist eine «lichte, zarte, etwas schwermütige Landschaft mit Sümpfen, Schilf und toten Wasserläufen unter ergrauten Ästen».[2] Wenn es regnete im Herbst, schwänzte der Junge oft die Schule.[3] «Ich warf mein Fahrrad gegen einen Baumstamm und stand einfach nur da in meiner blauen Kapuzenpelerine, stand da unter den Ästen der Buche, im Regen und im Nebel des nahen Rheins, lauschte dem Geräusch der Tropfen, die zwischen den schon gebräunten Blättern dahinliefen, und fühlte, wie sie langsam auf mich herabfielen im sich drehenden Morgenwind. Es war November, es war kalt und nass im Elsass; das Geheimnis des Winters erfasste die Wälder bis in ihre Wurzeln.» Das durchgefrorene Kind, nass bis auf die Knochen, fühlte sich diesem morastigen, nassen Land verbunden.

In seinen Erinnerungen *Bischweiler oder Der große Lebold* [4] versuchte Claude Vigée, die Augenblicke und die Ortschaften – «Bischweiler, Seebach, Weißenburg, Hagenau» –, die seine frühe Welterfahrung geprägt hatten, in Worten wiedererstehen zu lassen. «In dieser großen Erzählung», heißt es in einem anderen Text, «möchte ich vor allem das alltägliche Dasein, den Umgang des Augenblicks zwischen meinen Eltern, meinen Großeltern, den übrigen Mitmenschen und mir als Kind vergegenwärtigen: ein Dasein, das im Modus des Gefühls lebte, der ersten Empfindung in ihrer Stimmung wahrer Emotionalität. Ich möchte es

1 Mein Dank gilt Jean-Yves Lartichaux, Astrid Starck und Anne Mounic.

2 Claude Vigée: Le parfum et la cendre, Paris 1984, S. 74.

3 Claude Vigée: Moissons de Canaan, Paris 1967; zitiert in: Jean-Yves Lartichaux: Claude Vigée, Vichy 1978, S. 155.

4 Claude Vigée: Un panier de houblon, 2 Bde., Paris 1994/95; deutsch: Bischweiler oder Der große Lebold. Jüdische Komödie. Aus dem Französischen von Lieselotte Kittenberger, Berlin 1998.

Abb. 1
Der sechsjährige Claude Vigée in Bischweiler bei Straßburg, wo er 1921 in eine elsässisch-jüdische Familie hineingeboren wurde. Von seinem Großvater lernte er Elsässer Jiddisch, in der Schule Französisch. Nach dem Einmarsch der Deutschen ins Elsass 1940 floh er nach Toulouse, begann ein Medizinstudium und schloss sich der Résistance-Gruppe L'Armée Juive an. Dort nahm er den Namen Vigée an (von «Vie, j'ai», «Ich habe Leben»), unter dem er 1942 erste Gedichte veröffentlichte. 1943 gelang

wieder zum Leben erwecken, indem ich in meine ersten Jahre zurückgehe, den Geschmack der verwehten Stunden finde, um noch einmal zu wissen, ‹wie es war›. Ich möchte es in dem vollen Bewusstsein wieder zum Leben erwecken, dass es verweht ist – aus der Distanz also, aus dem Blickwinkel eines ganzen gelebten Erwachsenenlebens.»[5]

Ihm war jedoch klar, dass es ihm mit diesem Versuch nicht gelingen konnte, eine endgültig vergangene, verwehte Welt wieder lebendig werden zu lassen. «Ich habe in meinem kleinen, mit vergilbten Büchern und angestaubten alten Stichen vollgestopften Zimmer in Jerusalem viele Stunden damit verbracht, diesen Berg an Leben in mir wiedererstehen zu lassen, das in scheinbarer Vergessenheit zusammengesunken war. Und zwar versuchte ich, wenn ich so sagen darf, auf die Ebene des ursprünglichen Zeitstroms zurückzugelangen, um von diesem Leben, wenn möglich, alle Einzelheiten zu notieren, seine Bewegung, seine Bummeleien, seine Stauungen hinter unsichtbaren Schleusen (welche waren es?). In der Hoffnung, ihm endlich den Sinn, meine Richtung, die innere Form zu entreißen, die es mich bis heute hat annehmen lassen. Denn ich glaube, wir sind alle von Anfang an aus *einem* Stück gemacht, Brüche und Risse eingeschlossen.»

Es gibt, so Claude Vigée, einen ersten Augenblick, der über das Wesen eines jeden Menschen entscheidet.[6] Eine Spur dieses anfänglichen Geheimnisses hat ihren Ursprung in dem stummen Buchstaben «Aleph» des hebräischen Alphabets, einem Buchstaben, der das einzigartige unsichtbare Fundament der Welt bezeichnet, in der wir auf Wanderschaft sind. Diese Spur wird uns durch die Worte der Eltern vermittelt, die unser Denken, unsere Sensibilität, unser Innerstes prägen.

5 Claude Vigée: Dans le creuset du vent: Essais, poésie, entretiens, Paris 2003, S. 27.

6 Claude Vigée: Dans le silence de l'Aleph: écriture et révélation, Paris 1992.

7 «Manchmal glaube ich, es hängt mir noch etwas im Ohr / von den gemurmelten Wörtern, / die längst vergessene Stimmen früher / ganz leise gesprochen haben: / So rieselt der Landregen im Spätjahr / geduldig durch dürre Blätter / am Rand vom grauen Laubwald, / wo's Rotbächel rauscht, / und tröpfelt dann in

ihm die Emigration in die USA, wo er an verschiedenen Universitäten Romanistik lehrte. 1960 wechselte er auf eine Professur in Jerusalem und kehrte 2001 nach Frankreich zurück. Claude Vigée starb am 2. Oktober 2020 fast hundertjährig in Paris. Sein umfangreiches Werk umfasst Gedichte, Essays und autobiographische Texte. Zudem übersetzte er Lyrik von Goethe, Rilke und Yvan Goll ins Französische. Das zweibändige Memoir «Bischweiler oder Der große Lebold. Jüdische Komödie» (1998) versammelt Erinnerungen Vigées an seine Kindheit im Elsass.

Doch nach dem Ersten Weltkrieg, als das Elsass wieder zu Frankreich gehörte, wurde den kleinen Elsässern, für die die Mundart die Muttersprache war, das Recht verweigert, sich ihre Welt – die große und die kleine – in dieser Sprache des Urvertrauens aufzubauen. So wurde jene Stimme unterdrückt, die in «gemurmelten Worten» vom Landregen sprach:

Mànischmool glaawi, s'hängt mr noch ebbs ém ohr
vun denne gemurmelde werder
wu längscht vergesseni schtémme frihr
ganz lîsli henn gsààt:
So rieselt dr làndraaje ém schpootjohr
geduldi durisch dérri blédder,
àm ràND vum gröje laubwàld
wu's Rootbäschel rüscht,
un drepfelt dànn én d'ärd
mîseleschtéll wie soot
gànz dièf dort drunde,
ém schwàrze sengessel-pfààd.[7]

Claude Vigée fühlte sich dem elsässischen Dichter Adrien Finck tief verbunden, dessen tägliche Erfahrung des Sprachverlusts er teilte: Für Finck sei «der Ort des Nirgendwo, die strenge Musik der erzwungenen Stille, vielleicht die eigentliche Ersatzheimat der Exilierten».[8] Wie Tomi Ungerer, so pflanze auch Adrien Finck seine «neuen Wurzeln in die fliehenden Wolken». Doch was Claude Vigée in seiner Kindheit als «Überschwang und reine Spontaneität» erlebt hatte, seine frühe Welterfahrung, ausgedrückt in der elsässischen Mundart, das war ihm verboten. Und zu dieser Versagung kam von 1939 an das «Herausgerissenwerden» des Exils hinzu, das zum endgültigen Verlust «des vertrauten Landes, des Windes, des Wassers, des Himmels, des Waldes, der Ziegelhäuser, der nahen und der fernen Mitbürger» führte.[9] Die Werke Claude Vigées sind «Manifestationen lebendigen Daseins», «Erscheinungen», die jene Welt, die die Muttersprache in ihm geschaffen hatte, dem Nichts entreißen sollen.

Zwischen dem fünften und dem sechzehnten Lebensjahr erlernte Claude Vigée von seinem Großvater mütterlicherseits,

die Erde / mäuseleinstill wie Saat / ganz tief dort drunten, / auf dem Schwarze-Brennessel-Pfad.» http://www.crdp-strasbourg.fr/main2/produits/vigee/docs/vigee_lcr14.pdf

8 Claude Vigée: Dans le creuset du vent: Essais, poésie, entretiens, S. 115.

9 Ebd., S. 29.

Léopold Meyer, zusätzlich das Elsässer Jiddisch, das «viele Schlüsselwörter hebräischen Ursprungs» enthielt. Seinen Vorfahren hatte diese Sprache erlaubt, «spontan alles auszudrücken, was sie einander zu sagen hatten»,[10] ob es den Handel oder die jüdische Küche betraf, die intimen Beziehungen oder die Feste. Es gab Worte für Traurigkeit wie für grausamsten Spott. Doch im 19. Jahrhundert wurde das Elsässer Jiddisch von den Juden «lebendig begraben»,[11] wie Claude Vigée meinte, weil es für sie nur noch ein «Jargon» war, «für den sie sich schämten». Ihr sozialer Aufstieg war mit der Verachtung ihrer angestammten Sprache verbunden. Für Claude Vigée war Humor «die einzige Möglichkeit, die stumpfe Gemeinheit einer verlogenen Welt zu vernichten».[12] Um als Beispiel ein jüdisch-elsässisches Sprichwort zu zitieren, das er von seinem Großvater kannte: «Krank gewesen sein ist nichts; reich gewesen sein dagegen ein Unglück.»

Zu den Spuren, die die Welt der Kindheit Claude Vigées heraufbeschwören, gehören die Friedhöfe auf dem elsässischen Land, auf denen seine Vorfahren ruhen. Ein starkes Band verband ihn mit diesen Orten, wo dicht gedrängt die Grabstelen der ununterbrochenen Kette seiner Ahnen standen. Sie wirkten in ihm, waren in das Gewebe seines Lebens eingewoben. Einmal ging er mit seinem Vater in den Märzschauern dorthin,

> um nach dem undurchdringlichen Winter und dem Nebel
> weiße Kieselsteine zu legen
> auf die Oberkante der hohen grauen, vom Frost zerfressenen Stelen.[13]

Jahrzehnte später schlich sich der Dichter von hinten in diesen Friedhof hinein, von dort, wo die lepröse Mauer unter dem Efeu zusammengebrochen war:

> Die Kraft der Generationen dringt in mich ein
> Durch die Schichten von heißem Stein, wo ich zwischen den Vätern sitze,
> Den Rücken an die eingravierten Inschriften gelehnt.[14]

Was die engen Bande zwischen Claude Vigée und dem Elsass

10 Claude Vigée: Le parfum et la cendre, S. 65 f.

11 Ebd., S. 66 f.

12 «après l'hiver impénétrable et le brouillard d'école / poser des graviers blancs / sur l'arête des hautes stèles grises rongées de givre.» Ebd., S. 172.

13 Claude Vigée: La corne du Grand Pardon (1954), nachgedruckt in Le soleil sous la mer, Paris 1972, S. 157.

14 «La puissance des générations humaines me pénètre / À travers les couches de pierre chaude où je m'assieds parmi les pères, / Le dos appuyé contre les inscriptions profondes.» Ebd., S. 202.

betrifft, müsste man ausführlicher auf die keineswegs raue Religiosität des ländlichen Judentums eingehen. Sie gründete sich weniger auf metaphysische Höhenflüge als auf das Vertrauen in «onser liwe harjet», in den barmherzigen Gott. Die Gewissheit, dass eines Tages die Erlösung kommen wird – in fünf oder sechs Jahren, je nach der Anzahl der Punkte auf den Flügeln des Marienkäfers –, gibt den «nejen» (den traditionellen Melodien) einen friedlichen und manchmal freudigen Ton.

Zurückeroberte und erneuerte Heimat: Jerusalem aus Fels und Feuer

Für Claude Vigée war das Land, das Gott Israel verheißen hatte, «eine Wüste, die sich so weit erstreckt, wie das Gedächtnis zurückreicht, und dort an den Salzkontinent der Sümpfe der Kindheit grenzt».[15] Er empfand dieses menschenleere trockene Land als ein Wunder von Erde und Feuer, das dem Wanderer jedoch die Prüfung der Begegnung mit der Ödnis auferlegt. Sofern die Wüste *(midbar)* «die eitle Klarheit des Himmels widerhallen lässt», ist sie auch, gemäß der gemeinsamen hebräischen Wurzel, der Ort der Sprache (*davar*). Doch von den kargen Ufern des Toten Meeres steigt ein steiler Pfad auf zu den Bergen Jerusalems. Und die Suche führt, mitten im Winter, zu einem Mandelbaum, der kalt unter dem Schnee blüht.[16] «Obwohl es verborgen ist unter des Baumes schwerem Mantel aus Raureif, ahnt man das Rotkehlchen. Es ist fast immer Winter in unserem schwierigen Leben. Aber in den tiefsten Tiefen dieses Winters singt das Rotkehlchen für den, der ihm einen Augenblick lang zuzuhören weiß – hoch oben zwischen den weißen Blüten des unsichtbaren Mandelbaums. Es singt ganz allein für die große stille Nacht, die es unter dem fremden Himmel begräbt.»[17]

Im grellen Licht Jerusalems

stürzen sich Erde und Himmel gemeinsam in ein Freudenfeuer.
Ekstase der Feuersbrunst, tödliche Vermählung
Und Asche auf dem Felsen
Ohne Groll.
Das Fleisch, das brennt, eint den lebendigen Stein,

15 Claude Vigée, zitiert in: Jean-Yves Lartichaux, Claude Vigée, S. 46.

16 Claude Vigée: Le passage du vivant. Essais, poésie, témoignages (1989–2000), Paris 2001, S. 70.

17 Ebd., S. 90.

Im Sommer des Kalksteins, in dem das Herz Wurzeln schlägt,
Die Geburt und der Tod des Feuers bedingen sich.[18]

In der Nähe von Ein-Karem gleicht das Judäische Gebirge «der von dunklen Adern durchzogenen Brust einer Frau in den Wehen».[19]

Das amerikanische Exil – «einen Herd mit rotglühender Asche, die in der Stille unter dem Westwind stirbt» – musste Claude Vigée beherzt aufgeben, als er 1960 nach Jerusalem zog. Die Chanukka-Kerzen, die dort hinter den leicht geöffneten winterlichen Fenster flackerten und «ihr weiches, friedliches, goldenes Licht im fernen Raum der Stadt verbreiten»,[20] stellten für ihn eine Verbindung her zwischen der Welt seiner Kindheit und seinem Leben im Schatten der goldbraunen Stadtmauern. Im hinteren Teil des alten Hauses seines Großvaters Léopold, das längst dem Spaten der Abrissarbeiter zum Opfer gefallen war, hatte er «zum ersten Mal die Feuerzungen des Chanukka-Leuchters flackern» sehen. Damals war er vier Jahre alt.

«In der dreimal heiligen Stadt» aber «schwelt seit jeher die Gefahr […] eines Bruderkriegs».[21] Wenn im Gelobten Land immer Krieg drohte und selbst ein Sieg nichts entschied, veränderte sich die jüdische Einsamkeit, die Claude Vigée während des Zweiten Weltkriegs erfahren hatte, grundlegend. Stellte man sich der Gefahr und der Angst, verloren sie ihren tragischen Charakter. Als Jude war man nicht länger ausgeschlossen noch sich selbst entfremdet.

«Und doch!»
Das Abenteuer der Juden ist eine Suche ohne Ende in jedem

«Am Abend seines Lebens»,[22] wie er 2003 selbst bemerkte, beschwor Claude Vigée in seinen Gedichten erneut auf Elsässisch die nebligen Sümpfe, die verkrüppelten Weidenstämme und die toten Ufer des Altrheins. Wie aus der Zeit gefallen, veranlasste ein Boot zwischen hohen Gräsern den Dichter, sich nach dem Sinn des menschlichen Abenteuers zu fragen.

18 «Terre et ciel joints s'abîment dans un feu de joie. / Extase d'incendie, épousailles mortelles / Et cendres sur le roc / Sans un ressentiment. / La chair qui brûle unie à la pierre vivante, / Dans l'été de calcaire où le cœur prend racine / La naissance et la mort du feu se justifient.» Claude Vigée: Le soleil sous la mer, S. 374.

19 Claude Vigée: «Roc du figuier», ebd., S. 391.

20 Claude Vigée: Le passage du vivant. Essais, poésie, temoignages (1989–2000), S. 71 f.

21 Ebd.

22 Claude Vigée: Dans le creuset du vent: Essais, poésie, entretiens, S. 164.

Es wàart schun làng
e schwàrzes schiffel im Ried:
es schlooft im schilf
àn de roschtiche kett.
Fer wenne denn? fer wenne denn?
fàhrt's endli helluf sunnewärts,
odder rutscht's bàll runter
bis én de blinde sumpf?
Wer weiß es denn? wer weiß es denn?[23]

Sein ganzes Leben lang ist der Dichter der elsässischen Mundart, dieser «verfolgten Sprache», treu geblieben. Im Laufe seiner Wanderungen, seiner Exilaufenthalte, seiner immer wieder neu begonnenen Abenteuer hat er nie aufgehört, sie mit denen zu sprechen, die ihm nahestanden. Vor allem hat er sich ihrer schriftlich bedient. «Die Mundart, die mir ansonsten so fremd, fast unwirklich geworden ist, ist immer noch die Beschützerin des Weges zu dem verborgenen Licht, aus dem ich, wie alle menschlichen Geschöpfe, durch die Gabe der Geburt hervorgegangen bin.»[24]

Claude Vigée sagt, die Juden lehnten es ab, Wörter einer Zeit und einem Ort zuzuordnen, das heißt sie in eine praktische Verwendung einzusperren.[25] Unterhalb ihrer pragmatischen Ebene verbirgt die Sprache immer «etwas Wesentliches». Die Juden erfinden Wortkombinationen, «sie nehmen die Wörter aus ihren Schachteln, entledigen sie ihrer Schwere und provozieren mit ihnen ein Lachen, das uns von unserer eigenen Schwere befreit! Lachen heißt die maskierte Welt entmystifizieren, das Terrain von unseren Leichen befreien: Die ganze Traurigkeit dieser beklemmenden, undurchschaubaren Welt ist auf einen Schlag hinweggefegt. Mit den bloßgestellten und vernichteten Wörtern – den Wörtern des Exils – lassen die Juden die Welt der entschleierten Endlichkeit zerplatzen.»

Und doch gibt es in diesem Land Elsass, das Vigée vorschnell für das seine hielt, in diesem Land, dem Kontinuität eingeschrieben ist, eine Leerstelle. Sie steht für Verlassenheit und äußerste Grausamkeit: Etwa dreißig engste Familienangehörige Claude Vigées sind für immer um ein Grab gebracht. Sie

23 «Es wartet schon lang / ein schwarzes Schiffchen im Ried / es schläft im Schilf / an der rostigen Kette. / Für wen denn? Für wen denn? / Fährt es endlich munter sonnewärts, / oder rutscht es bald runter / bis in den blinden Sumpf? / Wer weiß es denn? Wer weiß es denn?» https://poezibao.typepad.com/poezibao/2006/02/anthologie_perm_18.html

24 Ebd., S. 151.

25 Claude Vigée: Le parfum et la cendre, a.a.O., S. 171f.

wurden vor kaum acht Jahren lebendig verbrannt
Von der Hand der Nichtjuden
In den Krematoriumsöfen in Polen oder anderswo;
Es gibt noch immer ein großes Spielzeugdepot in Belsen –
Der Asche des Exils erbarme dich, Herr![26]

Was Israel betrifft, so ist das «Land des Wunders» nicht die endgültige Heimat. Es ist das *noch aufzubauende* Gelobte Land: «der wahre Ort vielleicht, der Ort des Windes und des Felsens und des Lichts, die unsere wahre Wohnstätte sind in dieser Welt, in der niemand wohnen kann». «Aber das ist die Bedeutung des gelobten *und* verborgenen Landes, des auserwählten *und* – folglich – enterbten Volkes. Das macht aus dem Gelobten Land zuweilen ein erobertes und aus dem auserwählten Volk ein eroberndes.»[27]

Die Rückkehr in das Land der Verheißung war für Vigée keineswegs mit der Möglichkeit verbunden, sich in der Sicherheit einzurichten. Seine Berufung machte ihn zu einem «Ivri», einem Wesen auf Durchreise, das »hinkend auf die unwahrscheinliche Morgendämmerung» zuging. Dieser Ort, an dem er Zuflucht gefunden hatte, entzog sich ihm.

Jedes Land ist Exil
Jede Sprache ist fremd.[28]

Leben hieß für Claude Vigée, tapfer «den Brennesselpfad»[29] zu gehen – mit der «stillen Hartnäckigkeit bis zum Schluss und mit der Treue, die man braucht, um die Leere, die Einsamkeit und die Nacht dieser Welt zu ertragen». Sein Leben und seine Poesie waren «Rückkehr zu dem nicht-existierenden Ursprung». «Der Schauer im Morgengrauen über Jerusalem ist heute so nah und doch so unfassbar, wie es einst der Landregen im Elsass war. Ich habe meine Heimat nie verlassen. Es wäre mir gar nicht möglich.»[30]

Aus dem Französischen von Jens Hagestedt

26 «[…] furent brulés vifs voilà huit ans à peine / Par la main des Gentils / Dans les fours crématoires de Pologne ou d'ailleurs; / Il reste un grand dépôt de jouets à Belsen / Des cendres de l'exil ayez pitié Seigneur.» Claude Vigée: Le soleil sous la mer, S. 158.

27 Claude Vigée: Moissons de Canaan, Paris: Flammarion, 1967; zitiert in Jean-Yves Lartichaux, Claude Vigée, S. 45.

28 «Toute terre est exil / Toute langue est étrangère.»

29 Claude Vigée: Le passage du vivant. Essais, poésie, témoignages (1989–2000), S. 75.

30 Claude Vigée: Moissons de Canaan, Paris 1967; zitiert in Jean-Yves Lartichaux: Claude Vigée, S. 156.

Bildnachweis:
Abb. 1: © Le judaisme d'Alsace et de Lorraine (sdv.fr).

Essay

Danilo Scholz

Ein preußischer Schulstaat

Die Landesschule Pforta und ihre Zöglinge

«In Pforta als die Felder leer waren und der Herbst kam.»
--- Friedrich Nietzsche (Sommer 1875)[1]

Preußen polarisiert, damals wie heute.[2] Im 19. Jahrhundert entzweiten sich europäische Beobachter in der Frage, ob die Hohenzollern-Monarchie an der Spitze des aufgeklärten Fortschritts marschiert oder ein unrühmliches Beispiel für die Kasernierung einer ganzen Gesellschaft abgibt. Nicht zuletzt in der Beurteilung der preußischen Bildungspolitik geriet man sich quer durch das politische Spektrum in die Haare. Henry Brougham, ein Vertreter der englischen Whig-Partei, der sich über Jahre hinweg dafür einsetzte, Kindern aus ärmeren Familien den Schulbesuch zu ermöglichen, verteufelte die Schulpflicht nach preußischem Vorbild. Ein solches Zwangssystem sei mit der britischen Freiheitsliebe nicht vereinbar. Die Erfolge der preußischen Bildungspolitik, die auch im Vereinigten Königreich zahlreiche Bewunderer fand, könnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Schulpflicht einem Land auf den Leib geschneidert ist, dessen Ordnung mit «Bajonetthieben» aufrechterhalten wird und einer «gigantischen Garnison» ähnelt.[3] Kein Mensch in Großbritannien würde solche Drangsal tolerieren.

1 Friedrich Nietzsche: Werke. Kritische Gesamtausgabe, Abt. 4, Bd. 1, Berlin und New York 1967, S. 270. Fortan als KGW zitiert.

2 Diese Arbeit nahm ihren Anfang als undergraduate dissertation, die Christopher Clark 2008 an der Universität Cambridge betreut hat. Bei der Neubearbeitung des Stoffes leistete Petra Mücke, Leiterin des Archivs der Landesschule Pforte, unschätzbare Hilfe, indem sie im Sommer 2020 trotz pandemiebedingter Einschränkungen zahlreiche Dokumente als Digitalisate verfügbar machte. Beiden sei für ihre Unterstützung an dieser Stelle herzlich gedankt. Zur Vorgeschichte dieses Textes gehört auch, dass sein Autor von 1998 bis 2003 die Landesschule Pforta besuchte, eine Zeit unzähliger Höhenflüge – aus Sicht des →

Im deutschsprachigen Raum reagierte man zerknirscht auf diese Sticheleien. Pädagogen und Bildungsreformer bedauerten, dass sich Brougham von seinen «Nationalvorurtheilen gefangen nehmen» lasse, während gerade das höhere preußische Schulwesen andernorts auf lebhaftes – und unvoreingenommenes – Interesse stoße.[4] So nahm sich der französische Philosoph und Politiker Victor Cousin, der bei Hegel in Berlin Vorlesungen gehört hatte und dessen Ideen in seinem Heimatland popularisierte, auf einer ausgedehnten Reise durch deutsche Gefilde die Zeit, den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Preußen unter die Lupe zu nehmen. Unter den vielen vortrefflichen Schulen, die er inspizierte, imponierte ihm eine Anstalt ganz besonders: Die Königliche Landesschule Pforta, eine Internatsschule, die seit dem 16. Jahrhundert bestand und den Unterrichtsschwerpunkt auf die Unterweisung in den alten Sprachen legte. Das Gymnasium in Schulpforte, so der Name des im Saaletal bei Naumburg gelegenen kleinen Dorfes, ist das «vollkommenste, welches ich noch in Deutschland gesehen habe», wie er in einem Bericht an den französischen Minister für öffentlichen Unterricht vom Juni 1831 vermerkte.[5] *(Abb. 1)*

Vierzig Jahre später, inzwischen war die Unterrichtspflicht auf dem Wege zum internationalen Exportschlager, zeigte sich auch die fiktionale Gestalt, die Friedrich Nietzsche – vielleicht der namhafteste Absolvent der Landesschule Pforta – in seiner Vortragsreihe *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten* auftreten lässt, frappiert von Preußens Vorreiterstellung. Es sei doch ganz und gar erstaunlich, wie die «preußischen Schulzustände von anderen Staaten bewundert, reiflich erwogen, hier und da nachgeahmt werden». Die politischen Verantwortlichen «vermuthen» offenbar etwas, was «in ähnlicher Weise der Fortdauer und Kraft des Staates zu Nutze käme, wie etwa jene berühmte und durchaus populär gewordene allgemeine Wehrpflicht».[6]

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand Schulpforte im Zenit seiner Reputation. In der Landesschule lebte die Antike durch Lektüre und das Verfassen lateinischer Verse in den Köpfen der Zöglinge wieder auf. Umgekehrt spiegelten Geistesgrößen das Internat in das Altertum zurück und bemühten es als Vergleichsmaßstab klassischer Grandeur. Beim Versuch, Athens Be-

→ Schülers – und mancher Tiefen – aus Sicht des leidgeplagten Lehrerkollegiums.

3 Henry Brougham: The Prussian System of Education can never be adopted in this country (16. April 1834), in: Opinions of Lord Brougham on Politics, Theology, Law, Science, Education, Literature, London 1837, S. 333.

4 Johann Christoph Kröger: Vorwort, in: Victor Cousin: Bericht über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in einigen Ländern Deutschlands und besonders in Preußen, Abt. 3, Gymnasial-Unterricht im Königreiche Preußen, Altona 1837, S. VI.

5 Victor Cousin: Vierter Brief: Ein Pensions-Gymnasium, Leipzig, 2. Juni 1831, in: Bericht über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in einigen Ländern Deutschlands und besonders in Preußen, Abt. 1, Frankfurt/M., Großherzogtum Weimar, Königreich Sachsen, Altona 1832, S. 138 f.

6 Friedrich Nietzsche (al. port. 1858–1864): Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten (1872), in: KGW 3:2, S. 200. Schüler der Landesschule Pforta werden als «alumnus portensis» (al. port.) bezeichnet, Lehrer als «magister portensis» (mag. port.), der Schulleiter als «rector portensis» (rec. port.). Sowohl Pforte als auch Pforta sind gebräuchlich, auch wenn manche Autoren Pforta als ungelenke Eindeutschung des lateinischen «porta» ablehnen.

Abb. 1
Paradiesgarten der Preußischen Bildungspolitik: Die Königliche Landesschule Pforta. Gesamtansicht, vor 1895.

deutung als Sehnsuchtsort und Inbegriff kultureller Vollkommenheit für die Eliten im antiken Rom zu veranschaulichen, kam dem Historiker Theodor Mommsen «Pforta» in den Sinn, jener Paradiesgarten der Gelehrsamkeit, der «für unsere gebildeten Kreise» ein vergleichbares Faszinosum darstelle.[7] Mit Pforte ließ sich sogar jenseits des Atlantiks Zustimmung ernten. So diente die Weltausstellung in Saint Louis im Jahr 1904 dem wilhelminischen Deutschland als Schaufenster, in dem es die Landesschule den neugierigen Augen der Welt stolz als Kronjuwel seines höheren Schulwesens präsentierte. Die Exponate standen dem Unterrichtsgeschehen in puncto Schmucklosigkeit in nichts nach: Zu sehen waren Stundenpläne, Klassenbücher und die Hausordnung.[8]

Pfortes Geschichte ist oft erzählt worden, zumeist als Siegeszug humanistischer Bildungsvorstellungen, denen zufolge gründliche Kenntnisse in Latein und Altgriechisch das Sprungbrett zur Entwicklung des ganzheitlich gebildeten Individuums waren.[9] Noch in der heutigen Landesschule und ihrem Umfeld wird dieses Erziehungsideal der Menschenbildung, zu pointierten Schlüsselbegriffen verdichtet, in Reden und auf Festveranstaltungen regelmäßig aufgerufen. Neuhumanismus, Einheit von Leben und Lernen und Schülerselbstverwaltung im Internat: Sie vereinen sich zum pädagogischen Algorithmus der Schulgeschichte.

Bei aller Vergeistigung – ohne die Leiblichkeit, an der gerade Heranwachsende schwer zu tragen haben, geht und ging es nicht. Die Zöglinge waren keine feinstofflichen Kreaturen, keine sphärischen Träger und Empfänger abstrakter Bildungsideale. Im Schulalltag musste man den leiblichen Tatsachen allemal ins Auge sehen. Jugendliche Körper, auf engem Raum zusammengepfercht, sind gleichermaßen Ressource und Unruheherd. Tatsächlich zieht sich der mal offene, mal verschämte, aber stets problematische Umgang mit der Körperlichkeit der Schüler wie ein roter Faden durch die Geschichte dieser Bildungseinrichtung.

Überdies bequemt man sich viel zu selten aus dem Himmel der Bildungsideen in die Niederungen der Ideologie herab. Das Verhältnis zwischen Internatsleben und der politischen Haltung, die Absolventen der Pforte im Erwachsenenalter vertraten; die Gesellschaft, die Schulmänner und ehemalige Alumnen seit dem 19. Jahrhundert für erstrebenswert hielten; die Überzeugungen, die ihren Blick nicht nur auf die nächste schulische Umgebung, sondern auf Deutschland und die Welt prägten – all das wird in der Erinnerungskultur der Schule mitunter stiefmütterlich behandelt. Doch als der Direktor Pforta 1843 als «Schulstaat» bezeichnete, unterstrich er damit nicht nur den in sich abgeschlossenen, gleichsam totalen Zuschnitt der Institution, sondern stimmte die Schüler zugleich auf ihre Berufung in jenem größeren politischen Gemeinwesen ein, in dem viele nach dem Abitur in Verantwortungspositionen aufrückten.[10]

Pforta mag als Aushängeschild eines leistungsstarken preußischen Schulsystems gegolten haben, die längste Zeit ihrer Geschichte unterstand die Schule sächsischer Landeshoheit. In sei-

7 Theodor Mommsen: Römische Geschichte, Bd. 5, Berlin 1885, S. 236. Der zweite Ort, den Mommsen zu Vergleichszwecken heranzieht, ist Bonn.

8 Reichskommission (Hg.): Deutsche Unterrichts-Ausstellung auf der Welt-Ausstellung in St. Louis 1904. Höheres und niederes Unterrichtswesen, Berlin 1904, S. 14.

9 Die wichtigsten Überblicksdarstellungen, auf die sich auch die vorliegende Arbeit stützt, sind: Fritz Heyer: Aus der Geschichte der Landesschule zur Pforte, Darmstadt und Leipzig 1943; Gerhard Arnhardt: Schulpforte. Eine Schule im Zeichen der humanistischen Bildungstradition, Berlin 1988; Hans Heumann: Schulpforta. Tradition und Wandel einer Eliteschule, Erfurt 1994; Jonas Flöter, Eliten-Bildung in Sachsen und Preußen. Die Fürsten- und Landesschulen Grimma, Meißen, Joachimsthal und Pforta (1868–1933), Köln, Wien und Weimar 2009.

10 Carl Kirchner (rec. port. 1832–1854): Die Landesschule in ihrer geschichtlichen Entwicklung seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, Naumburg 1843, S. 14.

ner Neuen Landesordnung von 1543 verfügte Moritz von Sachsen, auf dem Gelände des im 12. Jahrhundert gegründeten und im Zuge der Reformation aufgelösten Zisterzienserklosters Sanctae Mariae ad Portam eine Schule zu betreiben, damit es an «gelahrten Leuten in unsern Landen nicht Mangel gewinne». Für ausreichend Kost war dank des Grundbesitzes der Anstalt und der ertragreichen Böden gesorgt. Auch die Unterkunft bereitete keine Probleme: Die Landesschüler bezogen die Zellen, die vordem die Mönche beherbergten. In der monastischen Isolation sollte man sich ungestört auf die humanistischen Unterrichtsgegenstände konzentrieren können. Ein Refugium vor den Gewalten der Geschichte vermochte Schulpforte allerdings nicht zu bieten. Wichtige Schlachten der napoleonischen Kriege fanden vor der eigenen Haustür statt. Erst mit Bonapartes Fiasko bei Waterloo klärten sich die Fronten auch in der Landesschule, die 1815 Preußen zugeschlagen wurde – aber Garantien erhielt, dass die Berliner Ministerialbürokratie, die auf eine gedeihliche Zusammenarbeit bedacht war, den historisch gewachsenen Eigenheiten der Anstalt Rechnung tragen und sich nicht über Gebühr in ihre inneren Angelegenheiten einmischen werde.

Nietzsche und Wilamowitz

Der Zoff zwischen Friedrich Nietzsche und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff ist sattsam bekannt. Als ihm 1872 ein Exemplar der *Geburt der Tragödie* unterkommt, schäumt Wilamowitz vor Wut. Der Ton und die provokante Geste, mit der Nietzsche Kollegen und Methoden, die in der Wissenschaft seit Jahrzehnten hochgehalten wurden, der Lächerlichkeit preisgab, empörten Wilamowitz, der in der Landesschule drei Klassen unter Nietzsche gewesen war. «Überhaupt schien mir alles herabgewürdigt, was ich von Pforte als etwas unantastbar Heiliges mitgenommen hatte».[11] Nietzsche, dem er einige Tage zuvor noch in Naumburg über den Weg gelaufen war, habe sich an der altsprachlichen Ausbildung Schulpfortes versündigt. Nun war das Band zwischen den zwei Philologen, die sich zu Internatszeiten eher aus der Distanz beäugt hatten, endgültig zerschnitten. *(Abb. 2 und 3)*

Mit wehenden Fahnen brach Wilamowitz zum Kreuzzug gegen seinen einstigen Schulkameraden auf, der sich das Textmate-

11 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (al. port. 1862–1867): Erinnerungen 1848–1914, Leipzig 1928, S. 129.

rial zurechtbiege, bis es sich widerstandslos in sein Gedankenkonvolut fügen lasse. Er störte sich zudem an der schematischen Polarität des Apollinischen und Dionysischen, in die Nietzsche seine ahistorischen Spintisierereien presste. In seiner Streitschrift *Zukunftsphilologie!* ließ Wilamowitz seinem Zorn freien Lauf, allerdings nicht ohne vorher den Rektor in Pforte über sein Vorgehen in Kenntnis zu setzen. Die «unerhörte Frechheit», mit der sich «Unwissenheit und Phrase» in Nietzsches Buch paaren, könne nicht ohne Erwiderung bleiben. Ein Mensch, der «von seiner Arroganz solche Proben gibt», gehöre zur Räson gebracht.[12] Welch «schande hr. N. machen Sie der mutter Pforte!», grollte Wilamowitz.[13] Nietzsche gab sich ungerührt, obwohl er innerlich aufgewühlt war, und ließ seine Vertrauten zum Vergeltungsakt ausschwärmen. «Es hilft nichts», man muss «ihn schlachten».[14] Ein Wort gab das nächste, bis sich der Schlagabtausch totlief.

Ein so überzogener wie folgenloser Streit unter Akademikern? 50 Jahre waren vergangen, und Wilamowitz brüstete sich noch immer damit, als Berufsberater ex negativo in Nietzsches Werdegang eingegriffen zu haben, indem er ihm die Befähigung zu Forschung und Lehre absprach. Die Exkommunikation aus der Philologenzunft arbeitete Nietzsche in seinen *Zarathustra* ein und nahm sie, nun ja, tierisch ernst: «Als ich im Schlafe lag, da frass ein Schaf am Epheukranze meines Hauptes, – frass und sprach dazu ‹Zarathustra ist kein Gelehrter mehr›.»[15] So sehr diese Fehde unter den beiden Pfortensern Aufmerksamkeit verdient und bekommen hat, so aufschlussreich ist eine parallele Lebensbeschreibung, die diese intellektuellen und biographischen Linien in die Vergangenheit und Zukunft auszieht.

In der semi-offiziellen Pförtner Schulgeschichtsschreibung ist die Bereitschaft ausgeprägt, dem Mythos der eigenen Exzellenz auf den Leim zu gehen. Die Begabtenauslese, aus der die Landesschule bis heute ihre Daseinsberichtigung zieht, gab weder bei Nietzsche noch bei Wilamowitz den alleinigen Ausschlag im Aufnahmeverfahren. Wollten sie eine der begehrten Freistellen im Internat ergattern, ließen die Familien der Bewerber Beziehungen spielen. Vor seiner Zeit in Schulpforte war Nietzsche nicht durch überdurchschnittlich gute Zensuren aufgefallen. Zünglein an der Waage dürfte die Tatsache gewesen sein, dass er

12 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff an Karl Ludwig Peter (rec. port. 1855–1872), März 1872, zitiert nach William Musgrave Calder III: The Wilamowitz-Nietzsche Struggle: New Documents and a Reappraisal, in: Nietzsche-Studien 12 (1983), S. 224.

13 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Zukunftsphilologie! (1872), in: Karlfried Gründer (Hg.): Der Streit um Nietzsches «Geburt der Tragödie»: Die Schriften von E. Rohde, R. Wagner, und U. von Wilamowitz-Möllendorff, Hildesheim 1969, S. 36.

14 Friedrich Nietzsche an Erwin Rohde, 8. Juni 1872, in: Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe, Abt. 2, Bd. 3, Berlin und New York 1978, S. 7. Fortan KGB.

15 Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra (1883), in: KGW 6:1, S. 156.

16 Thomas H. Brobjer: Nietzsche's First Four Years at Schulpforta, in: Journal of Nietzsche Studies, Nr. 21 (Frühjahr 2001), S. 96–101; Thomas H. Brobjer: Why Did Nietzsche Receive a Scholarship to Study at Schulpforta?, in: Nietzsche-Studien 30, Nr. 1 (2001), S. 322–328.

17 Franziska Nietzsche an ihre Verwandten in Pobles, 6. Oktober 1858, in: KGB 1:4, S. 49.

Abb. 2 und Abb. 3
Zoff unter Internatszöglingen: Friedrich Nietzsche als 16-jähriger Pförtner im März 1861 und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff in seiner Schulzeit (1862–1867).

aus einem Pastorenhaushalt kam, seine Mutter verwitwet war und die Familie im Nachbarort Naumburg lebte, wo seine Großmutter vorzügliche Kontakte zu den Honoratioren der Stadt pflegte.[16] Letzte Hürde auf dem Weg nach Pforta war die Aufnahmeprüfung, doch Mutter Franziska konnte zu guter Letzt aufatmen: «Fritz hatte viel Angst, antwortete leise, aber leidlich und kam demnach durch».[17] Brenzliger verlief das Examen für Wilamowitz, der in Griechisch durchfiel und zurückgestuft wurde. Im Unterschied zu Nietzsche wohnte der Sohn einer Adelsfamilie als sogenannter Extraneer nicht im Internat, sondern in Pension bei der Familie des Rektors.

Die Sommer in Pforte sind kurz und kostbar, schon im Frühherbst erlahmt die Sonne und schafft nur mit größter Mühe den Aufstieg zu den umliegenden Hügeln. In der dunklen Jahreszeit gibt es kein Entrinnen aus dem pädagogischen Räderwerk des durchgetakteten Tagesablaufes, den Nietzsche als «uniformirend[en] Zwang in der Zeiteintheilung» empfand.[18] Um 6 Uhr müssen die Juniorphilologen aus den Federn, dann haben sie zehn Minuten Zeit zum Waschen, kurz vor halb geht es zum Gebet und um 7 Uhr zur ersten Lektion. Repetierstunden und Pausen eingerechnet, wird in der Regel bis 19 Uhr gearbeitet. Dazu kommt die Privatlektüre, im Rückblick für viele Schüler der wertvollste Aspekt der Ausbildung in Pforte, der es ihnen gestattet, tief in den Kanon der antiken Literatur einzutauchen – in der Originalsprache, versteht sich. Das Pensum ist fordernd, die Versetzung keineswegs eine Selbstverständlichkeit, in manchen Jahrgängen verlassen fast die Hälfte der Schüler die Anstalt vor dem Abitur. Apologeten des bestehenden Lehrplans fertigten Eltern, die sich während der Schulzeit Nietzsches über die Überbürdung ihrer Kinder beklagten, in barschem Tonfall ab. «Der Philosoph Leibniz hat es bis zu achtzehn täglichen Arbeitsstunden gebracht, das Maß für einen leiblich gesunden Gelehrten beträgt zwölf Stunden, ein Schwächling kann aber freilich schon über sechs Stunden Zeter schreien.»[19]

Bewertet wird jeder, und zwar coram publico: In der «Vortretewoche» beurteilen die Lehrer Fleiß, Betragen, Leistung und Charakter der ihnen Anempfohlenen. Der Wahnsinn der permanenten Evaluierung muss an dieser Exzellenzeinrichtung Methode haben, da sowohl Schul- als auch Internatsleben mit ihren abgestuften Vorrechten auf dem Rangordnungsgedanken fußen. Nietzsche erklimmt gleich mehrmals die Spitzenposition des Primus, auch Wilamowitz brilliert, bekommt die selten vergebene 1, «die letzte vor mir hatte Nietzsche».[20]

In die Quere kam Nietzsche mehr als einmal seine körperliche Verfassung. «Gebe Gott nur, daß es ihm wegen seiner Gesundheit erlaubt ist, in derselben Weise fortzuschreiten», schrieb der Tutor, der Nietzsches schulische Meriten protokollierte, in einem Brief an die Mutter.[21] Wenn 200 Jugendliche auf engstem Raum zusammenleben, haben Keime und Erreger leichtes Spiel.

18 Friedrich Nietzsche: Nachgelassene Aufzeichnungen. Frühjahr 1868 – Herbst 1869, in: KGW 1:5, S. 41f.

19 Barby: Gegenbemerkungen über einige Einrichtungen in der Landesschule Pforta, in: Berliner Blätter für Schule und Erziehung, Nr. 13 (28. März 1861), S. 98.

20 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Erinnerungen 1848–1914, S. 71.

21 Max Heinze an Franziska Nietzsche, 6. Oktober 1862, in: KGB 1:4, S. 207.

Immer wieder rollten epidemische Wellen über die Anstalt hinweg, Infektionskrankheiten wie Masern, Röteln oder Cholera breiteten sich aus; in einigen Fällen erlagen ihnen Schüler. In Nietzsches Fall waren es häufig Erkältungen – «Katarrhe» –, Migräneattacken – «Congestionen nach dem Kopfe» – oder Rheumaanfälle, die ihn zum Teil wochenlang ans Bett fesselten.[22] Zur Behandlung traktierte ihn der Anstaltsarzt Dr. Zimmermann wahlweise mit Blasenpflastern hinter dem Ohr (bestrichen mit einer Substanz, die aus dem getrockneten und gemahlenen Spanischen Käfer gewonnen wird), Blutegeln am Hals und Schröpfköpfen auf dem Nacken. Für Wilamowitz war all das unnützer Firlefanz. Ihm war das «Kränkeln» sowieso «zuwider, doppelt zuwider bei einem Jungen».[23]

Außerunterrichtliche Aktivitäten versprachen rar gesäte Abwechslung. Anders als Wilamowitz, der meinte, von «außen drang kaum etwas zu uns, Zeitungen nie», abonnierten Nietzsche und seine Stubengenossen «der Billigkeit halber den hallischen Courir».[24] Im Urteil seiner Freunde besaß Nietzsche kein Talent für die Schauspielerei, ja nicht einmal für das öffentliche Vorlesen und Vortragen, wohingegen Wilamowitz ganz vernarrt in das Theater war, es bei Schulaufführungen auf die Hauptrollen abgesehen hatte und diese auch eindrücklich spielte. 1867 reüssierte er als *Egmont* so grandios, dass er sich der Avancen der anwesenden Direktorentochter kaum erwehren konnte. Noch in seinen letzten Lebensjahren wurde Wilamowitz ganz warm ums Herz von diesem Theaterabend, «der größte Erfolg meines Lebens».[25]

Unerlaubte Genüsse verhießen die Kneipen der Nachbardörfer. Sie waren Zufluchtsorte für Zöglinge, die für ein paar Stunden dem schulischen Trott entkommen wollten und dabei hohe Strafen riskierten. Die vier Bier, die sich Nietzsche im April 1863 in einer Gastwirtschaft genehmigte, kosteten ihn seine Stellung als Primus. Es war eine untypische Entgleisung, üblicherweise bevorzugte er bei solchen Ausflügen Trinkschokolade und entdeckte im Erwachsenenalter die «unbedingte Enthaltung von Alcoholicis» für sich: «Wasser thut's».[26] Dass auch Schulmänner zur Flasche griffen, bestätigt Wilamowitz, der noch an seinem Lebensabend seinen Lateinlehrer Wilhelm Corssen vor sich sah,

22 Curt Paul Janz: Friedrich Nietzsche. Biographie I: Kindheit, Jugend, die Basler Jahre, München 1978, S. 128f.

23 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff an seine Mutter, 7. März 1867, in: Anton Bierl und Peter von Möllendorff (Hrsg.): Orchestra. Drama, Mythos, Bühne, Stuttgart und Leipzig 1994, S. 372.

24 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Erinnerungen 1848–1914, S. 63; Friedrich Nietzsche an Franziska Nietzsche [zweite Januarwoche 1861], KGB 1:1, S. 136.

25 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff an Walther Kranz, 9. November 1928, in: ‹Wenn die Jugend nur etwas taugt…›. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff an Walther Kranz: 39 Dokumente, München 2016, S. 68.

26 Friedrich Nietzsche: Ecce Homo (1888/89), in: KGW 6:3, S. 279.

wie der sich, voll wie eine Haubitze und «mit dem unheimlichen Blicke, den wir kannten», durch die Andacht stammelte.[27]

Zu Beginn seines Lebensabschnitts in Pforta gemahnte Nietzsche die Anstalt eher an ein «Gefängniß» als an eine Alma Mater, doch einmal dort angelangt, wusste er die Zeit für sich zu nutzen und pflanzte die sechsjährige Erfahrung in das Treibhaus seines philosophischen Selbstentwurfes ein.[28] Ein echter Wermutstropfen blieb Pfortas Abschottung gegen den «bildenden Einflu[ss] der Frauen».[29] Und selbstredend weinte der Denker, der mit messerscharfem Besteck die antiquarische Weltanschauung sezierte, der lebensfernen Antike aus seinem Unterricht, «als man uns ein dürftiges Wissen um Griechen und Römer und deren Sprachen ebenso ungeschickt, als quälerisch beibrachte», keine Träne nach. Aber die Zeit im Internat war mehr als staatlich verordnete «Vergeudung unserer Jugend».[30] Aus dem Lektürereservoir, das Nietzsche in der Landesschule anlegte, schöpfte er ein Leben lang. Zudem wäre sein kometenhafter (und jäh endender) akademischer Aufstieg ohne die altsprachliche Ausbildung, die er genoss, und die Lehrer, die sich für ihn verwendeten, nur schwer vorstellbar gewesen.

Noch größere Tragweite als die Berufsvorbereitung hatte die Persönlichkeitsbildung. Für Nietzsche war es nicht damit getan, die einengenden Regularien in Pforta als fremdes Oktroi zu ertragen. Das eiserne Korsett des Tagesablaufs schmiedete er sich in ein selbstgewähltes Schicksal um, das keinen Moment zu früh kam und ihn vor allzu großer Zerstreuung der in alle Richtungen tastenden geistigen Kräfte bewahrte. Disziplin sollte nicht mit einem passiven Einhalten der Regeln verwechselt werden. Tatsächlich kann sie nur als strapaziöses Exerzitium ihr heilsames Werk verrichten. Nicht zum letzten Mal kanalisiert Nietzsches Schreiben einen Kraftakt im Futur Perfekt: Ich werde es so beabsichtigt haben. Das Erduldete wird in der Rückschau zum notwendig Gewollten und allgemein Ratsamen:

> «Ich sehe durchaus nicht ab, wie Einer es wieder gut machen kann, der versäumt hat, zur rechten Zeit in eine gute Schule zu gehen [...] Das Wünschenswertheste bleibt unter allen Umständen eine harte Disciplin zur rechten Zeit, das heißt in jenem Alter noch, wo es stolz macht, viel von sich verlangt zu sehen. Denn dies unterscheidet die harte Schule als gute Schule von jeder an-

27 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Erinnerungen 1848–1914, S. 80.

28 Friedrich Nietzsche an Wilhelm Pinder, Mitte Februar 1859, in: KGB 1:1, S. 50.

29 Friedrich Nietzsche: Nachgelassene Aufzeichnungen. Frühjahr 1868 – Herbst 1869, in: KGW 1:5, S. 47.

30 Friedrich Nietzsche: Morgenröthe (1881), in: KGW 5:1, S. 168.

deren: daß Viel verlangt wird; [...] daß das Lob selten ist, daß die Indulgenz fehlt; daß der Tadel scharf, sachlich, ohne Rücksicht auf Talent und Herkunft laut wird. Eine solche Schule hat man in jedem Betracht nöthig: das gilt vom Leiblichsten wie vom Geistigsten: es wäre verhängnißvoll, hier trennen zu wollen!»[31]

Die Quintessenz der Pförtner Erziehung identifizierten Nietzsche und Wilamowitz in seltener Eintracht: Gehorchen und Befehlen. Der «fast militärische Zwang» war Nietzsche zufolge mitnichten fehl am Platz, denn «näher besehen» gebe es «keinen tüchtigen Gelehrten», der «nicht die Instinkte eines tüchtigen Militärs im Leibe hat».[32] Während seiner Inspektion fühlte sich ein preußischer Schulrat 1861 beim Anblick der aufgereihten Schüler im Speisesaal denn auch in eine Kaserne versetzt. Für Wilamowitz war es kein Zufall, dass «unter den alten Pförtnern viele hervorragende Generale sind».[33] Tatsächlich hat das preußische Schulpforte bis 1941 51 Admirale und Generäle hervorgebracht. Jeder zehnte Absolvent, in den beiden Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg sogar jeder Fünfte, entschied sich für die Offizierslaufbahn. Zum Vergleich: Der Stand der Philologen, der das Bild des Pfortensers in der öffentlichen Wahrnehmung dominierte, rekrutierte im Durchschnitt 13 Prozent der Abgänger.[34]

Für Nietzsche kam es allerdings nicht infrage, sofort nach dem Abitur den preußischen Wehrdienst abzuleisten. Erst «Pforte – und dann Unteroffiziere»? «Nein, ‹Freiheit liebt das Thier der Wüste!›», verkündete er seiner Schwester und Mutter.[35] Das Kind Friedrich konnte sich durchaus für die «Schwenquungen, Attacen und Rückzüge», die er bei einem königlichen Truppenmanöver mitverfolgte, erwärmen und stellte das Kampfgeschehen des Krimkriegs im Kreise seiner Freunde mit Bleisoldaten nach, aber der Zwanzigjährige hatte zunächst keine Eile, dem Vaterland an der Waffe zu dienen.[36] Vorrang hatte das Studium in Leipzig, in dessen Zeit der preußisch-österreichische Krieg von 1866 fiel. Nietzsche wurde zwar nicht eingezogen und war mit diesem Los nicht unzufrieden, bekundete aber, er sei «enragirter» Preuße.[37] Der Feldzug erfüllte ihn, der zugleich Beobachter eines gewaltigen Historienspektakels und innerlich bewegter Beteiligter einer nationalen Selbstfindung war, mit patriotischem Stolz: Stolz auf die preußische Armee, aber auch Stolz auf die Regierung unter

31 Friedrich Nietzsche: Nachgelassene Fragmente. Anfang 1888 bis Anfang Januar 1889, in: KGW 8:3, S. 138.

32 Friedrich Nietzsche: Nachgelassene Aufzeichnungen. Frühjahr 1868 – Herbst 1869, in: KGW 1:5, S. 45; ders.: Nachgelassene Fragmente Anfang 1888 bis Anfang Januar 1889, in: KGW 8:3, S. 138.

33 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Erinnerungen 1848–1914, S. 74.

34 Hubert Cancik: Nietzsches Antike. Vorlesung, 2. Auflage, Stuttgart 2000, S. 7; Jonas Flöter: Eliten-Bildung in Sachsen und Preußen, S. 452.

35 Friedrich Nietzsche an Franziska und Elisabeth Nietzsche, Ende Februar 1865, in: KGB 1:2, S. 45.

36 Friedrich Nietzsche: Nachgelassene Aufzeichnungen. Anfang 1852 – Sommer 1858, KGW 1:1, S. 303.

37 Friedrich Nietzsche an Franziska und Elisabeth Nietzsche, Anfang Juli 1866, in: KGB 2:1, S. 135.

Bismarck, «die das nationale Programm nicht bloß auf dem Papiere hat, sondern mit der größten Energie, mit ungeheurem Aufwand an Geld und Blut» und in absehbarer Zukunft sogar gegenüber Napoleon III. durchzusetzen gewillt ist.[38] Nietzsches Pförtner Lehrer Corssen hatte recht behalten, als er prognostizierte, dass die Reichseinigung «auf Oestreichs Trümmern» zu errichten wäre, aber die wahre «Feuerprobe» dieses nationalen Erwachens noch bevorstehe: der Waffengang gegen Frankreich – sogar auf einen «Vernichtungskrieg» war Nietzsche gefasst, der in jenen Jahren die Offiziersexistenz als Korrektiv zu einer einseitig intellektuellen Lebensführung hochhielt.[39]

Wie unfassbar schön doch Frankreich ist, dachte sich Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, als der Grenadier 1870 mit seiner Einheit in das Land einmarschierte. Es war «sehr hübsch in den Weinbergen», an «deren reifen Trauben wir uns weidlich delektierten», bevor sich die Idylle bei den Kämpfen um Paris blutrot einfärbte.[40] Wilamowitz, der zuvor kein sonderliches Faible für die Armee hatte erkennen lassen, steigerte sich bis zur Krönungszeremonie Wilhelms I. in Versailles in einen patriotischen Rausch hinein und «glühte» am 18. Januar 1871 vor «Begeisterung über das deutsche Kaisertum».[41]

Etwas anders erlebte Nietzsche den Deutsch-Französischen Krieg. Mit Antritt seiner Baseler Professur hatte er die preußische Staatsbürgerschaft abgelegt, dennoch wurde ihm von den Schweizer Ratsherren im August 1870 bewilligt, sich im Sanitätsdienst als Freiwilliger zu engagieren. Der Moment war gekommen, «das geringe Scherflein meiner persönlichen Leistungsfähigkeit in den Opferkasten des Vaterlandes zu werfen».[42] Eine Woche lang sah der Krankenpfleger Nietzsche mit eigenen Augen, wie der Krieg die Körper der Soldaten entstellt. Er betreute Schwerverletzte, wechselte Verbände, desinfizierte Wunden. Das alles ging ihm nach und nicht aus dem Kopf. Wie ein «düsterer Nebel» legten sich die Schreckensbilder um ihn, begleitet von einem «nie endenwollenden Klagelaut».[43] Je näher Nietzsche dem Krieg kam, desto seltener war ihm danach zumute, in den Chor der Jubelpreußen einzustimmen. Über die Jahre wuchs sein Widerwille, sich vor den nationalistischen Karren des Deutschen Reiches spannen zu lassen.[44]

38 Friedrich Nietzsche an Carl von Gersdorff (al. port. 1859–1865), 12. Juli 1866, KGB 2:1, S. 142.

39 Ebd., S. 143.

40 So rekapituliert Wilamowitz im Oktober 1914 seine Kriegserinnerungen. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Kriegserinnerungen. Vortrag gehalten in der Aula des Bismarckgymnasiums in Wilmersdorf am 9. Oktober 1914, in: Reden aus der Kriegszeit, Berlin 1915, S. 47.

41 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Erinnerungen 1848–1914, S. 119.

42 Friedrich Nietzsche an Wilhelm Vischer-Bilfinger, 8. August 1870, in: KGB 2:1, S. 133.

43 Friedrich Nietzsche an Carl von Gersdorff, 20. Oktober 1870, in: KGB 2:1, S. 149.

44 Wenn Nietzsche sich nicht zum Steigbügelhalter preußischer Großmachtgelüste machen wollte, heißt das nicht, dass er sich zum überzeugten Pazifisten wandelte oder dem militärischen Ethos abschwor. Zur Rolle der Kriegerethik im Zarathustra siehe Thomas L. Pangle: The ‹Warrior Spirit› as an Inlet to the Political Philosophy of Nietzsche's Zarathustra, in: Nietzsche-Studien 15 (1986), S. 140–179. Zu Nietzsches Apologie von Sklaverei und Unterdrückung siehe Martin A. Ruehl: Politeia 1871. Young Nietzsche on the Greek State, in: Paul Bishop (Hg.): Nietzsche and Antiquity. His Reaction and Response to the Classical Tradition, Rochester 2004, S. 79–97.

Falls es noch Zweifel an der bildungspolitischen Sprengkraft des deutschen Sieges gab, räumte Wilamowitz sie aus. Mit der Kapitulation Frankreichs waren für ihn auch die Erziehungsvorstellungen eines Wilhelm von Humboldt obsolet geworden. Humanität als Menschenbildung und die Hinführung des Individuums zu den Höhenkämmen ästhetischer Erfahrung – diesen Träumereien sei der geschichtliche Boden unter den Füßen weggezogen worden.[45] Sie waren das Produkt einer geopolitischen Konstellation, die ausgespielt hatte. Die Deutschen, schreibt Wilamowitz, die sich ihr Reich geschaffen haben «mit Blut und Eisen, die sich mächtig behaupten wollen im friedlichen Wettkampfe zu Wasser und zu Lande, können sich an dem Ideal von Bildung und Kultur nicht genügen lassen, das die Zustände des Baseler Friedens zur Voraussetzung hat» – jenes 1795 geschlossenen Friedensvertrags also, mit dem Preußen das revolutionäre Frankreich als ebenbürtigen Partner akzeptierte.[46]

Obwohl 26 ehemalige Schüler im Deutsch-Französischen Krieg ihr Leben ließen, herrschte in Schulpforte ein patriotisch aufgeheiztes Klima. Dort kam der spätere Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg als Adliger ebenso wie Wilamowitz vor ihm in den Vorzug des Extraneer-Status. In Briefen an vertraute Pförtner Freunde schüttet er sein Herz aus und outet sich als schwer vaterlandsverliebter junger Mann, den die Irrungen und Wirrungen seiner «patriae amor» nicht zur Ruhe kommen lassen.[47] Bis in den Unterricht hinein machte sich der neue Geist bemerkbar. Unter den Thesen, die seine Klasse in den Jahren 1872 bis 1874 in Aufsatzform zu erörtern hatte, findet sich folgende: «Schön ist der Friede, aber der Krieg hat auch seine Ehre!»[48] Das Thema sollte Bethmann Hollweg auch später noch beschäftigen.

Erster Weltkrieg

Als das deutsche Kaiserreich 1914 zum Krieg gegen die Entente-Mächte blies, wurden selbst die Toten für den Dienst an der diskursiven Waffe eingezogen. In den Schriften seiner Adepten erstand der Pförtner Johann Gottlieb Fichte wie zur Mobilmachung gerufen wieder auf und befeuerte als Nationalredner den «Geist von 1914».[49] Zu den dubiosen Verdiensten Elisabeth Förs-

45 Im Ersten Weltkrieg revidiert Wilamowitz diese Ansicht teilweise, indem er Humboldt nicht als Liberalen, sondern als Staatsdenker wiederentdeckt. Wie sich in seinen nachgelassenen Schriften zeige, die «erst in den letzten Jahren recht zugänglich geworden sind», sei er «der beste Lehrer», aber wie «er sich von schrankenlosem Individualismus zur Hingabe an den Staat durchringt, das brauchen wir nicht mehr zu lernen». Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Rede beim Antritt des Rektorates der Berliner Universität. 15. Oktober 1915, in: Reden aus der Kriegszeit, S. 267 f.

46 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf: Der Unterricht im Griechischen, in: Wilhelm Lexis (Hg.): Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen, Halle 1902, S. 175.

47 Theobald von Bethmann Hollweg (al. port. 1869–1875) an Wolfgang von Oettingen, 13. Juni 1878, abgedruckt in: Eberhard von Vietsch: Bethmann Hollweg. Staatsmann zwischen Macht und Ethos, Boppard 1969, S. 321.

48 Willibald Gutsche: Aufstieg und Fall eines kaiserlichen Reichskanzlers. Theobald von Bethmann Hollweg 1856–1921 – ein politisches Lebensbild, Berlin 1973, S. 24.

49 Hermann Lübbe: Politische Philosophie in Deutschland. Studien zu ihrer Geschichte, Basel und Stuttgart 1963, S. 196–206. Johann Gottlieb Fichte (al. port. 1774–1780.)

ter-Nietzsches wiederum gehört es, der Welt ihren Bruder als philosophischen Kriegstreiber ersten Ranges verkauft zu haben, so dass Abertausende deutsche Soldaten 1914 mit *Also sprach Zarathustra* im Tornister ins Feld gingen.[50] Es ist kaum verwunderlich, dass die Londoner *Times* den deutschen Bellizismus Nietzsche in die Schuhe schob – die Umwertung aller Werte, die er ersehnte, sei vollzogen, die wilhelminische Intelligenzia nun komplett auf Krieg gepolt.[51] Dabei hatte Nietzsche, kurz bevor ihn der Wahn niederstreckte, prägnant die Stoßrichtung seines Denkens markiert – «antideutsch bis zur Vernichtung» – und, vom dumpfen Nationalismus angewidert, dem Hause Hohenzollern und Bismarck den Krieg erklärt.[52]

Die lebenden Pförtner hingegen waren in der Stunde der nationalen Not Feuer und Flamme für das Vaterland. Rektor Wilhelm Bruns ging als mustergültiger Patriot mit gutem Beispiel voran, ließ sich vom Schuldienst beurlauben und ersuchte Reichskanzler Bethmann Hollweg um die Erlaubnis für den Fronteinsatz.[53] In propagandistischen Pamphleten stilisierte der Schulleiter die Schützengräben zu Schauplätzen nationaler Erlösung, an denen der harte «Schritt des Weltenschicksals» deutlich vernehmbar war. Von frenetischem Kriegstaumel erfasst, wähnte Bruns gar höhere Mächte im Spiel: «Wo wir unseres Vaterlandes Macht und Zukunft neu gestalten – und das tun wir –, da sind wir Gottes Werkzeuge».[54] 215 Gefallene verzeichnete Pforta im Ersten Weltkrieg, mehr als die Anstalt vor 1914 Schüler zählte. Wilamowitz hielt es für seine heilige Pflicht, das Massensterben zu glorifizieren. Aus den Augen der Jünglinge Pfortas und Deutschlands leuchte die «Glut der frischesten Lebensfreude», wenn sie für die Freiheit und den Kaiser – das «ist ja ein und dasselbe» – ihr Leben lassen.[55] Er war zu alt dafür, selbst im Felde zu stehen, aber von der Kanzel herab feuerte Wilamowitz propagandistisch aus allen Rohren und trommelte unablässig für das Gemetzel an der Front. Die Überzeugungen, die das preußische Schulwesen den Soldaten in Friedenszeiten eingeimpft hatte, trugen im Weltkrieg ihre Früchte. Wem «die willige Unterordnung» unter das Ganze zur zweiten Natur wurde, könne gar nicht anders, als seiner Seite zum Triumph zu verhelfen.[56] Mit jedem Kriegsjahr höhlten Zweifel die einstige Siegesgewissheit mehr aus, doch Vorstöße zu Frie-

50 Andreas Urs Sommer: ‹Bismarck ist Nietzsche in Kürassierstiefeln, und Nietzsche ist Bismarck im Professorenrock›, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 8, Nr. 2 (2014), S. 51f.

51 The Great Illusion, in: The Times, 2. September 1914, S. 9.

52 Friedrich Nietzsche an August Strindberg, 8. Dezember 1888, in: KGB 3:5, S. 509.

53 Petra Dorfmüller: rectores portenses. Leben und Werk der Rektoren der Landesschule Pforta von 1543 bis 1935, Beuch 2006, S. 28.

54 Wilhelm Bruns (rec. port. 1911–1921): Kämpfe um Courcelette, in: Paul Hildebrandt (Hg.), Das deutsche Schwert. Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer, zweite Folge, Leipzig 1918, S. 28, S. 41.

55 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Militarismus und Wissenschaft, Vortrag gehalten im Festsaale des Zoologischen Gartens am 20. November 1914, in: Reden aus der Kriegszeit, S. 93.

56 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Krieges Anfang, Vortrag gehalten im Verein für Volkswohlfahrt, Berlin, 27. August 1914, in: Reden aus der Kriegszeit, S. 9.

densverhandlungen schmetterte Wilamowitz ab. Den «Feinden die Versöhnungshand» zu reichen, käme einer Verhöhnung nicht nur der Gefallenen, sondern auch der «Lebenden» und «Ungeborenen» gleich.[57] Stattdessen setzte er sich für die Ausweitung der Kampfanstrengungen ein und befürwortete den uneingeschränkten U-Boot-Krieg.

Dass Wilamowitz nach vier Jahren Krieg mit der deutschen Republik, die unter den Trümmern des Zusammenbruchs das Licht der Welt erblickte, keinen Frieden machte, ist in der Logik seiner Weltanschauung nur konsequent. Was ihm im Einzelnen mehr zusetzte – das Ende des wilhelminischen Kaiserreichs, die Novemberrevolution oder die Ausrufung der Republik –, lässt sich kaum entwirren. Fest steht, dass das geistige Universum, in dem sich Wilamowitz' Existenz entfaltete, innerhalb weniger Monate kollabierte. Noch diesen Zusammenbruch, der auch ein persönlicher war, suchte er auf einen griechischen Begriff zu bringen. «Ich habe die Selbstzerstörung, Selbstentmannung meines Volkes erleben müssen», notiert er verbittert im Dezember 1918. In der Weimarer «Ochlokratie» sei der Pöbel nun endgültig an die Macht gespült worden.[58]

Der Ruin des zweiten deutsches Reiches stürzte zahlreiche Schüler in Pforta in eine tiefe Krise. Nach der Abdankung der Hohenzollern büßte die Landesschule ihren «königlichen» Namenszusatz und, was noch schwerer wog, ihre weltanschauliche Orientierung ein. Eine vollständige Auswertung steht noch aus, doch ergibt sich aus stichprobenartigen Untersuchungen, dass die Schüler in der Hochphase des Wilhelminismus und nach Kriegsende eher selten eine liberale und in ihrer überwiegenden Mehrzahl monarchistisch-konservative Ansichten vertraten.[59] Pforta war vieles, eine Hochburg der Sozialdemokratie war die Anstalt, anders als die Fürstenschulen in Grimma und Meißen, bis auf wenige Ausnahmen nicht.[60] Das Verhältnis zur Weimarer Verfassung blieb gestört, selbst zu einem Vernunftrepublikanismus konnten sich etliche Schüler und Ehemalige nicht durchringen. Das Internat, als reaktionäres Kloster verschrien, wurde zur Zielscheibe linker Gruppierungen. Als bei Zusammenstößen ein Obersekundaner aus Pforte erschossen wurde, rückte 1920 die Reichswehr an.

57 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: In den zweiten Kriegswinter, Ansprache gehalten in der Trinitatiskirche zu Charlottenburg, 5. Oktober 1915, in: Reden aus der Kriegszeit, S. 287.

58 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Vorwort als Nachwort, in: Platon. Leben und Werke, Bd. 2, Berlin 1919, S. VI.

59 Jonas Flöter: Eliten-Bildung in Sachsen und Preußen, S. 462–473.

60 Der SPD-Politiker und Arbeiterrat Fritz Baade (al. port. 1906–1912), der sich nach dem Zweiten Weltkrieg im Bundestag mit Fragen des Marshallplanes und später als Wirtschaftswissenschaftler mit Entwicklungspolitik befasste, ist eine solche die Regel bestätigende Ausnahme.

Die preußischen Regierungskoalitionen der zwanziger Jahre, zumeist unter Führung oder Beteiligung der Sozialdemokraten, machten es sich zur volkspädagogischen Aufgabe, den Schülern die Vorzüge des neuen Systems näher zu bringen. Ministerialräte wie Hans Richert gingen das Wagnis ein, die verschlossene Welt der Landesschule zu entriegeln. Der neue Rektor Karl Schmidt, der bei Wilamowitz studiert hatte, machte schon vor seiner Berufung in Pforte durch Reformfreudigkeit von sich reden, weil er an seiner früheren Wirkungsstätte in Hamburg den Gymnasiasten Belehrungen über die Gefahren des «leichtfertigen Geschlechtsverkehr[s]» angedeihen ließ, um die «ganze Umwelt der Jugend sauber zu erhalten, und wo sie unsauber geworden ist, wieder zu säubern».[61] Die Schüler allmorgendlich um 6.30 Uhr zum Dauerlauf im Schulgarten antreten zu lassen, war eine seiner ersten Amtshandlungen in Pforte. Großer Beliebtheit erfreute sich die Aktion nicht, aber das ließ sich verschmerzen.

Unverzeihlich war jedoch, dass Schmidt sich vom preußischen Kultusministerium für zwei umfassende Reformen einspannen ließ, die an die historische Substanz der Schule gingen oder zumindest so wahrgenommen wurden. Zum einen wollte man wegen des wirtschaftlichen Elends, in das zahllose Familien in den Nachkriegswirren abgerutscht waren, Neuankömmlinge nicht ausschließlich nach Leistungskriterien, sondern auch unter Gesichtspunkten der Bedürftigkeit auswählen.[62] Zum anderen trug Schmidt den Entschluss des Ministeriums mit, Erzieher und sogenannte Alumnatsschwestern nach Pforte zu entsenden, um die Verkrustungen der dortigen Männerwirtschaft aufzubrechen und ein familiär-fürsorgliches Klima zu schaffen.

Gegen beides liefen die Altschüler Sturm, die fürchteten, dass der Zeitgeist der «Gleichmachererei» sakrosankte Prinzipien wie Bestenauslese und Schülerselbsterziehung zum Abschuss freigeben würde. Sie schlossen sich zu einem Ehemaligenverein zusammen, dem Pförtner Bund, und bereiteten den Gegenschlag vor. Wer es sich mit den publizistisch und politisch hervorragend vernetzten Altschülern verscherzte, den konnte das teuer zu stehen kommen, so schnell etablierten sich die Ehemaligen als gewichtiger Machtfaktor. Der erbarmungsloseste Streiter in ihren Reihen war niemand Geringeres als Wilamowitz, der diese

61 Karl Schmidt (rec. port. 1922–1927): Geschlechtliche Belehrung in der Schule, in: Deutsches Philologenblatt 27, Nr. 21/22 (4. Juni 1919), S. 283f.

62 Karl Schmidt: Schulpforta, in: Deutsches Philologenblatt 32, Nr. 23 (27. August 1924), S. 285ff.

Schlacht – es sollte eine seiner letzten sein – schlug, als ginge es um das eigene Vermächtnis. Was haben die Frauenzimmer in Pforte zu suchen? Gesetzt, es wäre zu seiner Internatszeit «eine Schultante eingeführt gewesen, so würde, wer sich an sie wandte, so verhauen sein, daß er es nicht wiederholte».[63] War die Vorrede zur Erstausgabe seiner *Reden und Vorträge* von 1902 ein Podium andächtiger Erinnerung an seine Pfortenser Lehrer, widmete Wilamowitz das Vorwort zur vierten Auflage in eine erbitterte Anklage der Schulreformen um. Ins Visier nahm er insbesondere «die Tyrannen, die jetzt in dem ehemaligen Kultusministerium die Jugendbildung in der Faust halten» und «meine alte Schule» derart «in ihren Grundfesten erschüttern», dass ihm ganz bange ist, ob die Alma Mater die «brutale Vergewaltigung» überstehen werde.[64] Die Interventionen zeigten Wirkung: Das Gros der Neuerungen wurde gekippt, und Schmidt, dem sogar eine «kommunistische Einstellung» angedichtet worden war, warf entnervt das Handtuch.[65]

Wo sich Schmidt zwischen Ministerialräten und Ehemaligen aufrieb, wahrte sein Nachfolger Walther Kranz – ein Gräzist, der bei Wilamowitz promoviert hatte, was bei seiner Ernennung auf den Posten durchaus eine Rolle spielte – die Balance zwischen ihnen. Kranz, der politisch Stresemanns DVP nahestand, war mehr als ein Kompromisskandidat ohne Eigenschaften. Um die reformmüden Gremien der Landesschule für sich einzunehmen, schlug er in Reden und Handeln immer wieder gekonnt Brücken in die ruhmreiche Vergangenheit der Schule, etwa wenn er Gesänge aus Nietzsches *Zarathustra* in der Andacht rezitieren ließ.[66] Weitere Meutereien blieben aus, mit Kranz an Bord steuerte das Schulschiff vorerst ruhigere Gewässer an.

Als Philologe blickte der neue Rektor zu dem altertumswissenschaftlichen Titanen Wilamowitz auf, als Bürger schaute er weit über dessen Tellerrand hinaus: Kranz stand auf dem Boden der Verfassung, die Wilamowitz verwünschte. Diese Emanzipation übersieht, wer Kranz herablassend als «Geschöpf» seines Doktorvaters tituliert.[67] Angesichts der Misere der Weimarer Republik, unkte Wilamowitz, kann nur der Krieg, den die nachfolgende Generation vom Zaun brechen wird, Läuterung bringen. Dann erst werde «der Geist von 1813 und 1914 wieder lebendig

63 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, zitiert nach Fritz Heyer: Aus der Geschichte der Landesschule zur Pforte, S. 153.

64 Ulrich von Wilamowitz-Moellenforff: Reden und Vorträge, Dublin 1967, S. VIII.

65 Die alte Pforte 1, Nr. 1 (1924), S. 3.

66 Hubert Cancik (in Zusammenarbeit mit Hildegard Cancik-Lindemaier und Roswitha Wollkopf): Der Einfluss Nietzsches auf klassische Philologen in Deutschland bis 1945. Philologen am Nietzsche-Archiv, in: Hellmut Flashar (Hrsg.): Altertumswissenschaft in den 20er Jahren. Neue Fragen und Impulse, Stuttgart 1995, S. 394. Ob Wilamowitz, der zahlreiche Gymnasiasten, die von Nietzsche «berückt werden», in «Verirrungen geraten und manchen zu Grunde gehen» sah, darüber im Bilde war, lässt sich nicht ermitteln. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, in: Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. Berlin 6. bis 8. Juni 1900. Nebst einem Anhang von Gutachten, hg. im Auftrag des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Halle 1901, S. 209.

67 William Musgrave Calder III: The Wilamowitz-Nietzsche Struggle, S. 235.

werden, und ein einiges Deutschland ist unwiderstehlich und nimmt sich sein Recht».[68] Kranz, der 1914 in Polen schwer verwundet wurde, nur knapp überlebte und eine lebenslange Gehbehinderung davontrug, reichte ein Weltkrieg. Er beschwor Pindar als Gewährsmann: «Willkommen ist Krieg dem, der ihn nicht kennt.» Statt sich an martialischen Weissagungen zu ergötzen, riet er dazu, «sein kleines Ich zu erweitern, indem man das andere in sich aufnimmt», zumal es «in unserem Vaterlande» an nichts mehr fehle als an «humanitas», das heißt «dem Willen und dem Vermögen teilzunehmen am Innenleben, am Streben auch des anders Gearteten und Gesonnenen, des Gegners Gedanken auch dann noch hochzuachten, wenn wir sie bekämpfen müssen».[69]

Sie möchten Teil einer Jugendbewegung sein

Es war, darin sind sich Zeitzeugen und nachgeborene Kommentatoren einig, der schwerwiegendste Bruch mit der jahrhundertealten Schultradition. Im Juli 1935 wurde Schulpforte auf Geheiß des Reichserziehungsministeriums in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt umgewandelt. Die Lehrerschaft wurde fast vollständig ausgewechselt, die Schüler sahen sich vor das Ultimatum gestellt, sich erneut einer Aufnahmeprüfung zu unterziehen oder die Einrichtung zu verlassen. Nicht einmal jeder zweite Schüler kehrte nach den Sommerferien zurück. Die Schulleitung hatte Adolf Schieffer inne, ein SS-Standartenführer und Gynäkologe, der vor seiner Napola-Karriere keine pädagogische Qualifikation vorzuweisen hatte. Die alte Selbstständigkeit der Schule war dahin, fortan war sie offiziell dazu angehalten, NS-Führungskader heranzuzüchten.[70]

Bis zur letzten Sekunde hatte sich der Pförtner Bund gegen diese feindliche Übernahme aufgebäumt und alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das drohende Unheil abzuwenden. Die Erben eines berühmten Altschülers sollten eingeschaltet werden, aber die greise Elisabeth Förster-Nietzsche ließ sich nicht zu einem Einspruch bei den vorgesetzten Stellen bewegen. Regimefeindlicher Umtriebe unverdächtige Ehemalige wurden im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vorstellig – sie alle ließ der zuständige Minister abwimmeln oder

68 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Wie lange soll das Versailler Diktat noch gelten?, in: Deutsche Allgemeine Zeitung, 15. Januar 1929 (Abendausgabe), S. 2.

69 Walther Kranz: Staatsbürgerliche Erziehung im altsprachlichen Unterricht, in: Felix Lampe und Georg H. Franke (Hg.): Staatsbürgerliche Erziehung. Im Auftrage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, Breslau 1924, S. 471, S. 476.

70 Zu Pfortas Napola-Phase bleibt die Arbeit von Marianne Doerfel nach wie vor maßgeblich: Der Griff des NS-Regimes nach Elite-Schulen. Stätten klassischer Bildungstradition zwischen Anpassung und Widerstand, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 37, Nr. 3 (1989), S. 401–455.

71 Es handelte sich um Leonhard Kaupisch (al. port. 1892–1898).

Abb. 4
Züchtung des NS-Führungsnachwuchses: Biologieunterricht an der Napola, Schulpforte 1943.

vertrösten. Ein angehender Fliegergeneral verschaffte sich dank Görings Fürsprache als einer der wenigen bei Bernhard Rust Gehör, vermochte ihn aber nicht vom eingeschlagenen Weg abzubringen.[71]

Diese Sicht der Dinge erfasst Wesentliches und lässt doch Wichtiges außen vor. Die Versuchung war und ist groß, nachträglich den Riss zu vertiefen, den die Napolawerdung bedeutete.

Denn die Schule war keineswegs nur passiver Spielball bösartiger Mächte, die verunsicherten Reaktionen auf den wachsenden Einfluss der SS nicht gleichbedeutend mit einer ablehnenden Haltung zum Dritten Reich, von Gegnerschaft ganz zu schweigen. Dass der Nationalsozialismus nicht nur ein Phänomen war, das sich gleichsam von außen kommend der Schule bemächtigte, sondern in den Klostermauern schon vor der Machtergreifung gedieh, wird pflichtschuldig erwähnt, aber nicht weiter ausgeführt.

«Auch bei uns war der Boden bereitet», erzählte ein ehemaliger Schüler kurze Zeit später.[72] In der Pförtner Schülerschaft konnte Hitler zu Beginn der dreißiger Jahre auf rückhaltlose Unterstützer zählen. Im Radio lauschte man hingebungsvoll den Reden des Führers. Der nationalsozialistische Schülerbund fand bereits vor der Machtübernahme regen Zulauf in Schulpforte. Auf den Stuben gingen Klassenkameraden gemeinsam das Programm der NSDAP durch, bis die Schulleitung die Ortsgruppe einstweilig auflöste, was der Anziehungskraft des Nationalsozialismus, der nun auch vor Ort vom Ruch des Verbotenen zehrte, keinen Abbruch tat. Im Gegenteil: Zum Jahreswechsel 1933 hatte sich die Hälfte der Oberprimaner der NSDAP angeschlossen. Ihre teilweise aufwendig selbst gefertigten Uniformen stachen auf dem Schulgelände oder bei Fackelzügen im nahe gelegenen Naumburg ins Auge. Am 5. März 1933, dem Tag einer von Einschüchterungsversuchen, Morddrohungen und politischer Gewalt überschatteten Reichstagswahl, wehte erstmals die Hakenkreuzflagge in Schulpforte. Indessen registrierte die nationalsozialistische Internatsjugend Pfortes aufmerksam und mit wachsendem Ingrimm, dass Rektor Kranz nach der Machtergreifung kein beherztes Bekenntnis zum neuen Staat über die Lippen kam.

Die Verachtung, die Kranz als Vertreter der verhassten Weimarer Demokratie entgegenschlug, entlud sich in einer Verleumdungskampagne, an der, wie sich herausstellte, Schüler, Lehrer und örtliche NSDAP-Verbände mitwirkten. Darüber hinaus war Kranz mit der zum Christentum übergetretenen Jüdin Erna Landauer verheiratet. Aus diesem Grund wurde nun auch gegen den «Juden» Kranz gehetzt. Wilamowitz' Witwe Marie, die Tochter von Theodor Mommsen, wandte sich, ernstlich um sein Wohler-

72 Gerhard Fliedner (al. port. 1928–1933): 1931–1933, die Zeit des Aufbruchs in Pforte, in: Pförtner Blätter 9, Nr. 2 (1935), S. 30.

73 Marie von Wilamowitz-Moellendorff an Walther Kranz, 29. April 1933, in: ‹Wenn die Jugend nur etwas taugt…›. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff an Walther Kranz, S. 77.

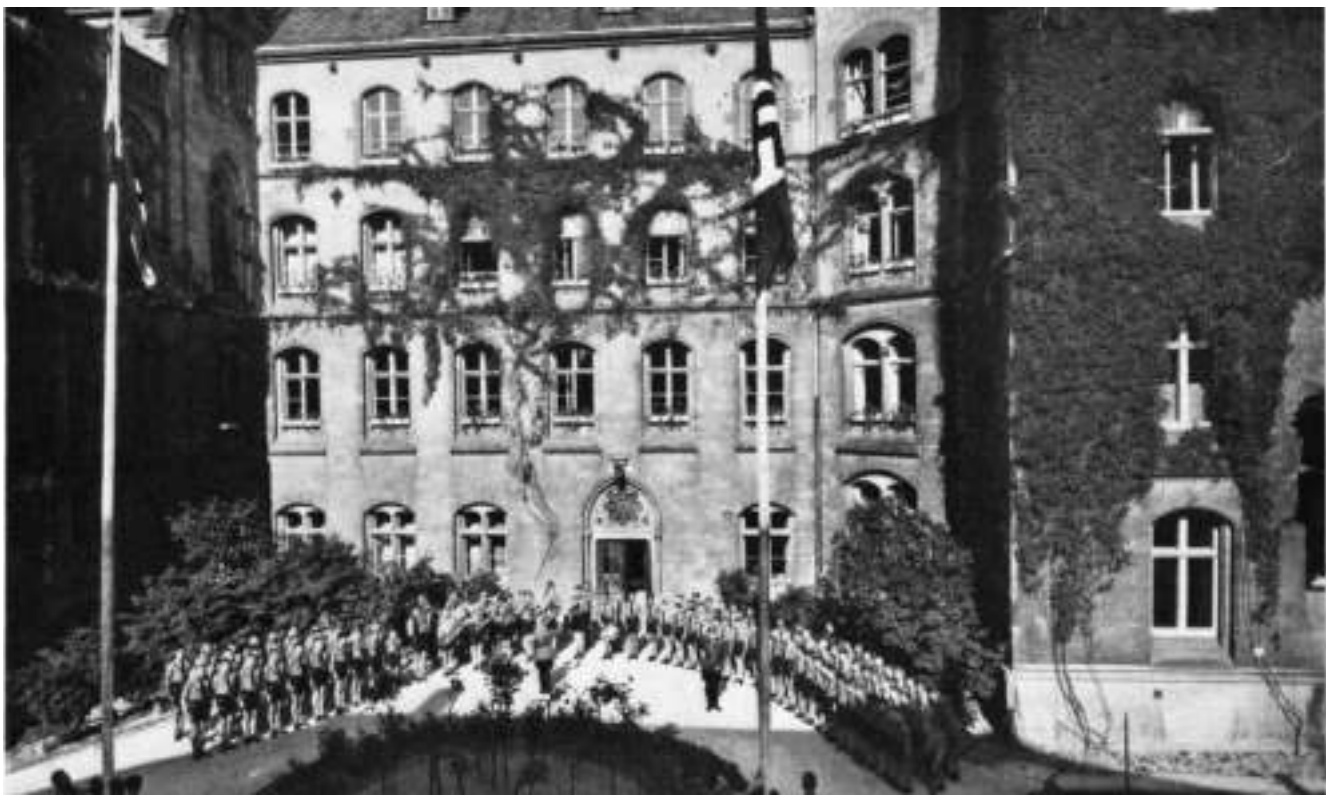


Abb. 5
Appell an der Napola: Im Juli 1935 wurde Schulpforte auf Geheiß des Reichserziehungsministeriums in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt umgewandelt. Hauptportal des Schulhauses, 1938/1939.

gehen besorgt, brieflich an Kranz. Mit dem fanatischen Judenhass der Nazis hatte sich Wilamowitz, dem antisemitische Ressentiments nicht fremd waren, nie gemein gemacht. Die Rassenideologie vergällte Marie Wilamowitz schon jetzt die neue Ordnung, die sie nicht prinzipiell ablehnte. «Wie hatte man sich diese Erneuerung gewünscht, wie würde man sich an ihr freuen», wenn «nicht diese brutale, unchristliche Judenhetze jedem anständig Gesinnten immer wieder das Rot der Scham ins Gesicht triebe!»[73] Während Freunde ihm Mut zusprachen, ebbten die niederträchtigen Diffamierungen nicht ab: Um sich und seiner Familie nicht weiterer Schikane auszusetzen, ließ sich Kranz

im Sommer 1933 beurlauben. Ein NS-Kampfblatt begrüßte schadenfroh den Rücktritt des Rektors: «Leben Sie wohl, Herr Kranz. Der Trennungsschmerz ist freilich groß, aber nicht bei uns!»[74] Dass sich Schüler oder Lehrer für den Verbleib des Schulleiters stark gemacht hätten, ist nicht bekannt.

So sehr die zurückgebliebenen Beteiligten die Hitler-Diktatur mindestens hinnahmen, meist begrüßten, wachten sie doch argwöhnisch darüber, Pforte nicht zur bloßen Kaderschmiede der NSDAP verkümmern zu lassen. Im Interregnum, das auf Kranz' Abgang folgte, bestand die Herausforderung darin, einen Raum für die Eigenheiten der Anstalt innerhalb der Grenzen des Systems abzustecken: keine Insel der Seligen im totalitären Meer, das war Schulpforte ohnehin nie, sondern ein Atoll, auf dem wenigstens Rudimente der überlieferten Gepflogenheiten überdauerten. Wollte man diese Rückzugsgefechte auf den Nenner eines Projekts bringen, dann wohl den eines Nationalsozialismus mit humanistischem Antlitz.[75]

Ein solches Unterfangen nahm sich weniger vermessen aus, als es heute den Anschein haben mag. Zum einen gab es durchaus NS-Funktionäre, die bestrebt waren, das «nationale Erwachen» in der griechischen und römischen Antike zu verankern, darunter der Reichserziehungsminister, ein Altphilologe, der Jahre zuvor die Offerte ausgeschlagen hatte, in Pforte Lehrer zu werden.[76] Mehr denn je verspürten die Deutschen nach der Revolution von 1933 «eine tiefe Vertrautheit mit dem Volk von Hellas», betonte Rust in einer programmatischen Rede.[77] Unter seiner Ägide werde das humanistische Gymnasium durch «Erziehung des charakterlichen und geistigen Vollmenschentums seine Existenz rechtfertigen».[78]

In Pforte selbst avancierte Werner Jaegers *Paidea* zum Buch der Stunde. Schon Kranz hatte sein Rektorat unter die Schirmherrschaft von Jaegers Drittem Humanismus gestellt, in der Hoffnung, so die Schultradition – und die Altschüler, die sich um sie scharten wie um ein wärmendes Feuer – mit der Weimarer Republik zu versöhnen. Nach der Renaissance und dem Neuhumanismus Humboldts hatte die dritte Inkarnation der Menschenbildung sich nun eine Schneise durch das Zeitalter von Massengesellschaft und Industrialisierung zu schlagen. Zum

74 [Vorbrodt]: Der Fall Kranz-Schulpforte, in: Der Wecker. National-sozialistisches Kampfblatt für Naumburg Stadt und Land, Nr. 32 (11. August 1933), zitiert nach Eckart Mensching: U. von Wilamowitz-Moellendorff, W. Kranz und das ‹Dritte Reich›, in: Hermes 116, Nr. 3 (1988), S. 371.

75 In diesem Sinne äußert sich ein Mitglied des Lehrerkollegiums. Friedrich Müller (mag. port.): Humanistische Bildung, in: Die Pforte 11, Nr. 2, 1934, S. 39: «Die Pforte ist humanistische Bildungsanstalt. Sie will persönliche Bildung und sie will nationalsozialistische Bildung, aber sie will beides in einem: als humanistische Bildung.»

76 Johann Chapoutot: Der Nationalsozialismus und die Antike, Darmstadt 2014; Helen Barbara Elizabeth Roche: ‹Wanderer, kommst du nach Pforta …›: the tension between Classical tradition and the demands of a Nazi elite-school education at Schulpforta and Ilfeld, 1934–45, in: European Review of History 20, Nr. 4 (2013), S. 603 Anm. 55.

77 Bernhard Rust: Nationalsozialismus und Wissenschaft, in: Das nationalsozialistische Deutschland und die Wissenschaft. Heidelberger Reden von Reichsminister Rust und Prof. Ernst Krieck, Hamburg 1936, S. 17.

78 Bernhard Rust: Die Grundlagen der nationalsozialistischen Erziehung, in: Hochschule und Ausland 13, Nr. 1 (Januar 1935), S. 17.

Kassenschlager unter Altschülern und Lehrern, von denen mindestens einer bei ihm gehört hatte, brachte es Jaeger aber erst, als er 1933 auf Tuchfühlung zu Rust ging und die Passfähigkeit zwischen Drittem Reich und Drittem Humanismus austestete.[79]

Ungeachtet solcher Kontinuitäten war mit der Napola eine neue Qualität der Körperbesessenheit erreicht, die untrennbar mit der Rassen- und Vererbungslehre der Nazis zusammenhing. Zwar wies Schulpforte bereits in den zwanziger Jahren «erblich belastete» Bewerber und «solche, die körperlich nicht widerstandsfähig und für Abhärtung unzugänglich sind» ab, doch war diese Diskriminierung letztlich nicht zu vergleichen mit dem eugenischen Imperativ des Dritten Reichs.[80] Von Anwärtern auf eine Freistelle wurde nun verlangt, dass sie mit einer tadellosen «Erbgesundheit» aufwarteten, mindestens drei Geschwister hatten und von einschlägigen NS-Parteigängern großgezogen wurden. Auf dem Stundenplan für die «körperlich gesunde, sportlich geübte und wehrhaft-kämpferische Jungmannschaft» standen Fechten, Boxen, Reiten, Rudern, Segeln, Schwimmen, Segelfliegen, Motorradfahren und etliche Mutproben, von den Erziehern unterlegt mit der Losung aus Nietzsches *Zarathustra*: «Gelobt sei, was hart macht.»[81]

Die Griechen und Römer waren mit von der Partie, nicht als Dichter und Denker, sondern als «Athletes» im körperlichen Wettstreit um den Preis der höchsten Tüchtigkeit.[82] Der – in Pforte des Öftern von der Lehrerschaft zitierte – «Rassepapst» Hans F. K. Günther gab in seinen Schriften jene «Brüder unserer germanischen Vorfahren» als Blutsverwandte der modernen Deutschen zu erkennen. Kurt Person, der Schieffers Nachfolge antrat und bis 1945 die Geschicke Pfortas lenkte, vermochte Günthers scharfem rassischen Blick auf das Altertum unverhoffte Einsichten abzugewinnen.[83] Dem versierten Altphilologen eröffnete sich die erhebende Aussicht auf eine vergangene Welt, in der «die homerischen Helden blondhaarig» und «Götter- wie Heroenaugen strahlend blau» sind.[84] Ähnliche Höhen wie diese Ahnherren mögen die frisch indoktrinierten «Jungmannen» erklimmen, zum Stolz des Dritten Reiches und zum Neid der Welt.

Mit der gedrillten Jugend Pfortes schmückte sich das Reich auch im Ausland. Jede Klassenfahrt war zugleich ein Werbefeld-

79 William M. Calder III: Werner Jaeger, in: Ders. und Ward W. Briggs (Hg.): Classical Scholarship. A Biographical Encyclopedia, New York and London 1990, S. 211–226; Barbara Stiewe: Der ‹Dritte Humanismus›. Aspekte deutscher Griechenrezeption vom George-Kreis bis zum Nationalsozialismus, Berlin und New York 2011, S. 207–306.

80 Karl Schmidt: Schulpforta, S. 287.

81 Nationalpolitische Erziehungsanstalt Schulpforta, Werbeprospekt aus dem Jahr 1938/39, ABLS Pforta, S. 2; Erinnerungen eines Ehemaligen in: Das III. Reich/ II. Weltkrieg. Zeitgeschehen in Wort, Bild und Ton, Nr. 23 (1975), S. 426; Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra, in: KGW 6:1, S. 190: «Wer sich stets viel geschont hat, der kränkelt zuletzt an seiner vielen Schonung. Gelobt sei, was hart macht! Ich lobe das Land nicht, wo Butter und Honig – fliesst! Von sich absehn lernen ist nöthig, um Viel zu sehn: – diese Härte thut jedem Berge-Steigenden Noth.»

82 Bernhard Rust: Die Grundlagen der nationalsozialistischen Erziehung, S. 17.

83 Schieffer musste wegen einer Affäre mit einer Haushälterin seinen Hut nehmen.

84 Was bedeuten uns die Griechen und Römer? Rede des Unterrichtsleiters Dr. Person zum Schulfest am 21. Mai 1936, in: Pförtner Blätter. Neue Folge 1, Nr. 1/2 (Juni 1936), S. 15. Person →

zug für den Nationalsozialismus, jeder Schüleraustausch ein PR-Coup. Das wichtigste Kapital: die Körper der Knaben. Da der totalitäre Staat Wert darauf legte, dass die nachwachsenden Generationen im Ausland eine gute Figur machten, nahm der Kampf der Weltanschauungen bisweilen Züge eines Schönheitswettbewerbes an. Nur ausgewählte Schüler, die das entsprechende «äußere Erscheinungsbild» besaßen, durften im Juni 1938 mit auf eine Studienreise nach England, schließlich hatten sie ein vor Vitalität strotzendes Deutschland zu repräsentieren. Dem Bericht des verantwortlichen Lehrers nach zu urteilen waren es vor allem die Schwimmwettbewerbe im Vereinigten Königreich, bei denen «die gut gewachsenen und sportlich gut durchgebildeten braunen Körper unserer Jungmannen» Aufsehen erregten. Gleichwohl ließen sich die Gastgeber an den *public schools* von solch biopolitischem Blendwerk nicht den Blick auf Hitlers aggressive Expansionspolitik trüben. «Die Tschechoslowakei», entfährt es einem Schulleiter in Oxford im Beisein der verdutzten Pförtner Gäste, «wird wohl bald das Schicksal Oesterreichs teilen.»[85]

Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges kündigten einzelne Pförtner den Pakt mit den Nationalsozialisten unter Gefährdung des eigenen Lebens auf. Die Pfarrersfamilie Meichßner – der Vater Maximilian, lange eine wichtige Stimme im Ehemaligenverein, hatte die Schule vor der Jahrhundertwende, der Sohn Joachim in der Frühzeit der Weimarer Republik besucht – fand zunächst ein auskömmliches Arrangement mit dem NS-Staat. Doch der Alltag der Unterdrückung führte allmählich einen Gesinnungswechsel herbei.[86] Für Maximilian Meichßner, der in Pforte mehr als zehn Jahre lang das Amt des geistlichen Inspektors versah, war eine rote Linie überschritten, als auch Christen nicht mehr sicher vor dem nationalsozialistischen Verfolgungsapparat waren. Er wandelte sich zu «einem fanatischen Bekenntnispfarrer und Gegner des nationalsozialistischen Staates», wie Ernst Kaltenbrunner, der Leiter des Reichssicherheitshauptamtes, in Berichten an Hitler schrieb.[87]

Auch die allmähliche Resistenz seines Sohnes wurzelte im Glauben. Joachim Meichßner hatte die Offizierslaufbahn eingeschlagen und war im Oberkommando der Wehrmacht damit betraut, Heeres-, Luft- und Seestreitkräfte besser aufeinander abzu-

→ verweist insbesondere auf die Eugenikkonzeption Platons, deren Aktualität Günther überzeugend herausgearbeitet habe. Hans F. G. Günther: Platons Zucht- und Erziehungsgedanken und ihre Bedeutung für die Gegenwart, München 1928.

85 Rußland, Englandreise der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt Schulpforta (4.–25. 6. 1938), in: Pförtner Blätter. Neue Folge 3, Nr. 2 (November 1938), S. 55, 59.

86 Zur Geschichte der Meichßners, siehe Lars Broder-Keil: Wer traut sich, Hitler zu töten?, in: Die Welt, 19. Juli 2014. Maximilian Meichßner war von 1890 bis 1895 Schüler in Pforte, sein Sohn Joachim in der Zeit von 1918 bis 1924.

87 Ernst Kaltenbrunner: Die konfessionellen Bindungen und kirchlichen Beziehungen der Verschwörerclique. Bericht vom 4. Oktober 1944, in: Hans-Adolf Jacobsen (Hg.): ‹Spiegelbild einer Verschwörung›. Die Opposition gegen Hitler und der Staatsstreich vom 20. Juli 1944 in der SD-Berichterstattung: Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt, Bd. 1, Stuttgart 1984, S. 437.

88 Friedrich Gottlieb Klopstock (al. port. 1739–1745), Leopold von Ranke (al. port. 1809–1814).

stimmen. Stauffenberg, mit dem er auf der Kriegsakademie Bekanntschaft gemacht hatte, wusste um Meichßners Entfremdung vom Regime und zog ihn ins Vertrauen: Hitler soll getötet, der Krieg beendet werden. Ist Meichßner bereit, das Attentat auszuführen? Moralische Skrupel und nervliche Anspannung ließen ihn vor der Tat zurückschrecken. Nach dem Scheitern des Anschlags fliegt das Netzwerk der Widerstandsgruppe auf, die Gestapo inhaftiert auch Maximilian Meichßner. Sein Sohn Joachim wird Roland Freisler vorgeführt, der ihn am Volksgerichtshof zum Tode durch den Strang verurteilt, weil er die Stauffenberg-Gruppe gewähren ließ. Die Nachricht von der Exekution des Sohnes erreicht den Vater nach seiner Freilassung.

Der Krieg ging unvermindert weiter. Mehr als 800 aktive und ehemalige Schüler standen 1943 unter Waffen. Unter diesen Umständen wurde der geplante Festakt zum 400. Gründungsjubiläum abgesagt. Wenigstens eine Publikation wollte man auf den Weg bringen, um in der finsteren Gegenwart die Vergangenheit der Schule umso heller aufleuchten zu lassen, was angesichts des kriegsbedingten Papiermangels mühsam genug war. Klopstock, Fichte, Ranke, Wilamowitz – in einer klar erkennbaren Pförtner Konstellation schienen sie am Firmament des deutschen Geisteslebens auf.[88] Sie alle überstrahlte in der Festschrift jedoch ein anderer Ehemaliger, dessen Vermächtnis Deutschlands historischer Mission die Richtung vorgab.

Der Nietzsche-Forscher Richard Oehler, selbst alter Pförtner, deutete den Weltenbrand als Hitlers Werk und Nietzsches Beitrag zur Geschichte der Menschheit – der neue Weltkrieg ergebe sich geradezu «als Notwendigkeit aus Nietzsches Gedankenwelt». Entgegen jeder Textevidenz wird der Autor des *Zarathustra* gewaltsam in ein faschisiertes Preußentum eingemeindet, obwohl es Oehler als Herausgeber von Nietzsches Werken eigentlich besser wissen müsste. Er biegt verstreute Fragmente zur Rolle des preußischen Offiziers zu Grundsatzerklärungen um, unterschlägt Nietzsches ernüchterndes, wenn nicht sogar traumatisierendes Kriegserlebnis des Jahres 1870 und blendet die Gefahr für die Kultur, die Nietzsche im Machtstaat erkannte, geflissentlich aus. Lediglich die Haltung zu Juden nötigt Oehler eine einsilbige Distanzierung ab. Dass Nietzsche in seinen Züchtungsanleitun-

gen das Gebot der Rassenreinheit über Bord warf und auf eine jüdische Komponente bestand, «verstehen wir heute nicht mehr».[89] Oehler mutmaßt, dass dem Philosophen wohl die «Einflößung eines Giftes als vorteilhafte Anreizung» vorschwebte. Aber das sind philologische Quisquilien im Vergleich zu der Botschaft, die Oehlers Bruder Max, ebenfalls ein alter Pförtner, der Jugend im entfesselten Krieg mit auf den Weg gibt, um sie auf das Ende, nein: auf ihr Ende, einzuschwören. Nietzscheanischer Heroismus im Hier und Jetzt des nationalsozialistischen Deutschland ist nichts anderes als der «gute Wille zum absoluten Selbst-Untergang».[90] Die Pforte, zu der die Napola ihre «körperfrohen Jungmannen» geleitete – sie führte in den Tod.

89 Richard Oehler (al. port. 1891–1897): Nietzsche in Gegenwart und Zukunft, in: Hans Gehrig (Hg.): Schulpforte und das deutsche Geistesleben, Darmstadt 1943, S. 109f. Es ist anzunehmen, dass sich Oehler unter anderem auf ein Fragment aus dem Sommer 1885 bezieht, in dem Nietzsche die «Verschmelzung der europäischen Aristokratie oder vielmehr des preußischen Junkers mit Jüdinnen» in Erwägung zog. Siehe Friedrich Nietzsche, KGW 7:3, S. 293.

90 Friedrich Nietzsche: Nachgelassene Fragmente. Juli 1882 bis Winter 1883–1884, in: KGW 7:1, S. 28, zitiert in Max Oehler (al. port. 1889–1895): Nietzsche und Pforta, in: Hans Gehrig (Hg.): Schulpforte und das deutsche Geistesleben, S. 102.

Bildnachweis: Abb. 1–3, 5: Archiv und Bibliothek der Landesschule Pforta. – Abb. 4: © bpk / Deutsches Historisches Museum / Liselotte Orgel-Köhne.

Stefan Höppner

Schirachs Klassik

Ein NS-Funktionär und Goethes Bibliothek

1958 erschien der erste gedruckte Katalog von Goethes Bibliothek. Darauf hatte die Forschung seit Jahrzehnten gewartet. Goethes Büchersammlung ist nicht nur eine der ältesten erhaltenen Autorenbibliotheken im deutschen Sprachraum, sie gilt auch als wichtiger Schlüssel zu seinem Werk. Daher war das Verzeichnis ein Renommierprojekt der *Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen deutschen Literatur in Weimar* (NFG), die seit 1953 die Gedenkstätten dort unter einem Dach vereinigte und eine zentrale Rolle im Kulturleben der DDR spielte. Bearbeiter war der pensionierte Bibliothekar Hans Ruppert. Er hatte sich vor allem mit einer Winckelmann-Bibliographie einen Namen gemacht und gehörte zur Leipziger Gesellschaft der Bibliophilen, in der sich viele namhafte Goetheforscher und Literaten trafen.

Seit der ersten Ankündigung eines solchen Katalogs waren volle siebzig Jahre vergangen. Inzwischen hatte es zahlreiche Anläufe gegeben, die allesamt scheiterten und die Ruppert in seinem Vorwort rekapituliert. Darin findet sich eine lakonische Stelle, die man leicht überliest: Auch nach dem Tod des ersten Bearbeiters Carl Schüddekopf, nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, sei »wiederholt die Drucklegung erörtert worden, sogar noch während des Zweiten Weltkrieges und mit ausländischer Unterstützung«.[1] Noch während des Zweiten Weltkrieges? Wozu ein

1 Hans Ruppert: Goethes Bibliothek. Katalog, Weimar 1958, S. XI.

Bibliothekskatalog in solcher Zeit? Den Grund zu nennen, war in der frühen DDR vermutlich nicht opportun; auch die Rezensionen der Zeit nennen ihn nicht, nicht einmal eine ausführliche Würdigung des Unternehmens im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft.[2] Mit Rupperts kargen Worten war nämlich eine veritable NS-Größe gemeint: Baldur von Schirach, langjähriger Reichsjugendführer und zeitweiliger Gauleiter von Wien. Schirach war aber nicht nur von eigener Jugend auf ein begeisterter Anhänger Hitlers. Er war auch das Produkt eines konservativ bis völkisch gesinnten Weimarer Bildungsbürgertums, das Goethe seit Jahrzehnten für die eigene Weltanschauung reklamierte. Dass gerade Schirach begeistert den Katalog fördern wollte und warum, zeigen neu aufgefundene Dokumente aus dem Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv, von denen nicht einmal Oliver Rathkolb in seiner jüngst erschienenen, detailreichen Biographie des Funktionärs berichtet.[3]

Schirachs Unterstützung hat eine verwickelte Vorgeschichte, die zu den spannendsten Kapiteln der Goethe-Philologie gehört und bis heute nicht im Zusammenhang erzählt ist: Ein Katalog von Goethes Bibliothek war seit Langem ein Desiderat der Goethe-Forschung gewesen. Zuerst hatten Streitigkeiten zwischen Goethes Enkeln und verschiedenen staatlichen Akteuren, die vergeblich den Nachlass des Dichters zu erwerben suchten, eine genauere Beschäftigung mit Goethes Manuskripten, Sammlungen und eben den Büchern verhindert. Erst 1886, nach dem Tod des letzten Enkels Walther, öffnete das Wohnhaus am Weimarer Frauenplan seine Tore als Goethe-Nationalmuseum, zu dem natürlich auch Goethes Nachlassbibliothek mit ihren etwa 7000 Bänden gehörte.[4] Carl Ruland, der erste Direktor, versprach, es solle «ein systematischer Catalog angefertigt werden, um der Goetheforschung einen zuverlässigen Anhalt über das literarische Material zu geben, dessen sich Goethe bei seinen Studien bedient hat.»[5]

Offenbar versuchte Ruland selbst, diesen Katalog herzustellen. Zwischen 1889 und 1903 entstanden im Goethe-Nationalmuseum 15 Quarthefte, in denen vor allem Goethes eigene Arbeiten und Werke der unterschiedlichen Nationalliteraturen erfasst wurden. Die Arbeit blieb ein Torso. Die Erschließung der Biblio-

2 Vgl. Andreas Bruno Wachsmuth: Goethes Bibliothek. Zu ihrem jetzt erschienenen Katalog, in: Goethe. Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 20 (1958), S. 178–201.

3 Vgl. Oliver Rathkolb: Schirach. Eine Generation zwischen Goethe und Hitler, Wien/Graz 2020.

4 Wachsmuth: Goethes Bibliothek; Stefan Höppner/Ulrike Trenkmann: Goethe Bibliothek Online. Ein digitaler Katalog, in: Goethe-Jahrbuch 134 (2017), S. 237–252.

5 Carl Ruland: Dritter Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft, in: Goethe-Jahrbuch 9 (1888), S. 11 [Supplement].

thek wurde nach Rulands Tod dem Philologen Carl Schüddekopf anvertraut, einem Mitarbeiter des Weimarer Goethe- und Schiller-Archivs, das den schriftlichen Nachlass der beiden Dichter beherbergte; Schüddekopf arbeitete dort an den 143 Bänden der monumentalen «Sophien-Ausgabe» von Goethes Werken mit. Auf dem Eisenacher Bibliothekarstag 1908 kündigte er an, der Katalog der Goetheschen Bibliothek werde im folgenden Jahr im Leipziger Insel-Verlag erscheinen.[6] Tatsächlich wurde 1909 ein Vertrag abgeschlossen, dessen Entwurf man heute noch im Verlagsarchiv einsehen kann.[7] Doch zum Einen übernahm sich Schüddekopf neben seiner Archivarbeit mit zahllosen anderen Projekten. Weil er einen großen Teil davon während seiner regulären Arbeitsstunden ausführte, kündigte er schließlich, um seine Entlassung zu vermeiden. Zum Anderen entwickelte Schüddekopf eine starke Aversion gegen das Vorhaben, berichtet sein Freund Conrad Höfer. Es sei «wie eine krankhafte Schwäche» gewesen, «die den festen, sicheren Mann überfiel, wenn man in den letzten Jahren die Rede auf den Katalog brachte. Es sprachen dabei offenbar psychologische Momente mit, die […] sich stets so stark hemmend ins Bewußtsein drängten, dass sie unüberwindbar erscheinen mußten».[8] Dennoch schaffte es Schüddekopf bis zu Druckfahnen für einige Sachgruppen, wohl mit Unterstützung von Archivmitarbeiter Hans Wahl, dem späteren Direktor der Weimarer Goethe-Gedenkstätten. Leider fiel die Fertigstellung der drei Druckbögen in den August 1914.[9] Schüddekopf meldete sich kriegsfreiwillig und starb, gesundheitlich schwer angeschlagen, im Etappendienst.

Wahl schrieb schon wenige Wochen später an Insel-Verleger Anton Kippenberg und bot an, das Unternehmen fortzusetzen.[10] Der stimmte zwar zu, doch Wahl wurde selbst zum Militärdienst einberufen, und das Vorhaben rückte wieder in weite Ferne.[11] Als Wahl im Oktober 1918 Direktor des Goethe-Nationalmuseums wurde, vereinbarten Kippenberg und Wahl, die Arbeit am Katalog wieder aufzunehmen. Doch die neue Verantwortung nahm Wahl in Beschlag, und während der Inflation war an eine Umsetzung ohnehin nicht zu denken.

Die Dinge änderten sich 1926, als der junge Germanist Hellmuth von Maltzahn als Volontär ins Museum eintrat. Er begann

6 Vgl. Carl Schüddekopf: Über die Neuordnung und Katalogisierung von Goethes Bibliothek, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 25 (1908), S. 382.

7 Vgl. Vertrags-Entwurf zwischen der Direktion des Goethe-National-Museums-Weimar […] und dem Insel-Verlag […] in Leipzig, undatiert [Mai 1909], mit handschriftlichen Korrekturen, Insel-Verlagsarchiv im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 50/2537,1, ungezählte Blätter.

8 Conrad Höfer: Carl Schüddekopf zum Gedächtnis, Weimar 1918, S. XXXVII.

9 Vgl. Carl Schüddekopf/Hans Wahl: [Katalog von Goethes Bibliothek. Korrekturbogen der Gruppen 6 – 12], Weimar 1914. Online: https://haab-digital.klassik-stiftung.de/viewer/epnresolver?id=1564507041 (28.09.2020)

10 Vgl. Hans Wahl an Anton Kippenberg, 25. April 1917, Goethe- und Schiller-Archiv, GSA 50/3617,1, ungezähltes Blatt.

11 Vgl. Hans Wahl an Anton Kippenberg, 10. Dezember 1917. Goethe- und Schiller-Archiv, GSA 50/3617,1, ungezähltes Blatt.

sich gleich für die Bibliothek zu interessieren, erforschte, welche der Bücher wohl aus der Frankfurter Bibliothek von Goethes Vater stammen könnten,[12] und verfasste ein Gutachten, wie ein Katalog von Goethes Bibliothek aufgebaut sein müsste. Grundlage sollte der Zettelkatalog der Büchersammlung sein, den Schüddekopf von 1908 bis 1912 angefertigt hatte. Anders als sein Vorgänger lehnte Maltzahn eine mögliche Aufarbeitung der Beziehung zwischen Goethes Werk und den einzelnen Bänden ab, weil allein der Abgleich mit Goethes Werken die Arbeit um Jahre verzögert hätte. «Die wichtigsten Grundlinien scheinen mir also zu sein: Nichst [sic] Überflüssiges, nichts Gedrucktes. Ergänzungen nach dem handschriftlichen Material. Möglichst baldiges Erscheinen. Anlage des Werkes als dauerndes Hilfsmittel; daher keine Hinweise auf früher oder später überholte Literatur, die zudem nie vollständig sein können.»[13]

Eine Gelegenheit bot sich, als Julius Petersen, damals Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft, 1929 Kontakt mit dem US-Germanisten Frederick J. Heuser von der Columbia University aufnahm – dies war wohl die ausländische Unterstützung, die Ruppert in seinem Vorwort erwähnte. Ruppert bot an, dass der Bibliotheksausschuss der Germanistischen Sektion der *Modern Language Association of America* (MLA) Finanzierung und Herausgabe des Katalogs übernehmen könnte.[14] Heuser gelang es, auf der nächsten Jahrestagung der MLA die Unterstützung seiner Kollegen zu gewinnen, doch nun trat Kippenberg auf den Plan: «Ich habe nichts dagegen, wenn die Amerikaner den Goethe-Katalog drucken, aber: der Katalog muss, wie ich Ihnen schon sagte, im Insel-Verlag erscheinen, der seinerseits nicht den geringsten Gewinn daran zu haben wünscht. Das wird sich ja ohne weiteres machen lassen, denn in Amerika erscheinen kann das Buch doch keineswegs.»[15]

Tatsächlich wurde man sich einig. Der Katalog sollte von Maltzahn bearbeitet werden, der inzwischen zum Museumsassistenten aufgestiegen war, und 1932 zu Goethes hundertstem Todestag bei Insel erscheinen. Die MLA wollte einen Druckkostenzuschuss gewähren und selbst 100 Exemplare ankaufen.[16] Auch dieser Anlauf scheiterte, weil man in der Weltwirtschaftskrise nicht genug Absatzmöglichkeiten sah.[17]

12 Vgl. Hellmuth von Maltzahn: Bücher aus dem Besitz des Vaters in Goethes Weimarer Bibliothek, in: Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts 1927, S. 363–382.

13 Hellmuth von Maltzahn: Gutachten über die Anlage eines gedruckten Katalogs der Bibliothek Goethes, 2. August 1929 [Durchschlag]. Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73c, Bl. 9.

14 Vgl. Frederick J. Heuser an Julius Petersen, 29. November 1929. Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73b, Bl. 1.

15 Anton Kippenberg an Hans Wahl, 17. Dezember 1929. Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73b, Bl. 4.

16 Hans Wahl an Anton Kippenberg, 13. April 1931. Goethe- und Schiller-Archiv, GSA 50/3617,2, ungezähltes Blatt.

17 Martin Donndorf/Hans Wahl: 47. Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft [Berichtsjahr 1931/32], in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 18 (1932), S. 225.

Mit der Übertragung der Macht an die Nationalsozialisten gerieten die Weimarer Gedenkstätten in eine schwierige Phase. Das Bild der Weimarer Klassik im Nationalsozialismus war alles andere als einheitlich. Neben Strömungen, die einen «deutschen Goethe» propagierten, standen solche, die ihn wegen seines «Kosmopolitismus», seiner mangelnden Begeisterung für den Nationalismus der 1810er- und 1820er-Jahre ablehnten. So notierte Joseph Goebbels, nachdem er mit Hitler das Sterbezimmer Schillers besucht hatte: «Ergreifend! Dieser Mann wäre unser Mann geworden. Goethe vielleicht Demokrat. Weltbürger!»[18] Auch die Goethe-Gesellschaft geriet wegen ihrer jüdischen Mitglieder zunächst unter Druck.

Ein extremer, aber einflussreicher Fall war das Buch *Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart und Schiller* aus der Feder von Mathilde Ludendorff, der Ehefrau von Erich Ludendorff, im Ersten Weltkrieg Hindenburgs Stellvertreter in der Obersten Heeresleitung und Hitlers Mitverschwörer beim Putsch von 1923. Sie behauptete in ihrem Buch, die Genannten seien von Freimaurern «im jüdischen Sold» ermordet worden, weil sie den Patriotismus der Deutschen stärken wollten. Im Fall Schillers sei es ein Giftmord durch den Leibarzt Carls Augusts gewesen, einen Freimaurer – denn, so Ludendorff, alle deutschen Fürsten seien «eidlich […] den Geheimorden verpflichtet»[19] gewesen und damit der angeblichen Absicht des Judentums, «[g]roße Menschen der Tat» zu beseitigen, die «der gottgeeinte Selbsterhaltungswille eines Volkes»[20] seien. Der Freimaurer und Illuminat Goethe habe aus Angst, selbst Opfer eines Anschlags zu werden, den Mord gedeckt – «[w]elch schauerliches Bild feigen Verrates, jämmerlicher Selbstrettung durch Schutz der Verbrecher bietet dieser Br. [Logenbruder] Goethe. Erhabner ‹Geist von Weimar›!»[21]

Wahl empfand die bizarren Thesen als ernste Bedrohung, denn Ludendorff hatte zahlreiche Anhänger im völkischen Spektrum. Das Goethe- und Schiller-Archiv antwortete mit einer Gegendokumentation. Auch Herausgeber Max Hecker sprach vom «Judentum […], gegen das heute nach langem sorglosen Schlummer der Widerstand der deutschen Volksseele wach geworden ist. Aber je inbrünstiger wir der Sache unseres Volkes den Sieg wünschen, um so entschiedener ist die Forderung, daß er mit reinen Waffen

18 Joseph Goebbels: Tagebuch vom 12. November 1934, zit. nach Paul Kahl (Hg.): Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Bd. 2, Göttingen 2019, S. 247.

19 Mathilde Ludendorff: Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart und Schiller. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. 1936. Reprint, Viöl 2003, S. 82.

20 Ludendorff: Der ungesühnte Frevel, S. 3.

21 Ludendorff: Der ungesühnte Frevel, S. 122.

erfochten, daß er durch keine Unwahrheit befleckt werden möge».[22] Ludendorff antwortete ihrerseits mit einer «Widerlegung». Wahl konnte schließlich ein Ende des Streits erwirken – durch persönlichen Einsatz bei Goebbels. Dieser verbot weitere Diskussionen zu Schillers Tod und ließ die Literatur beschlagnahmen, weil sie geeignet sei, «das deutsche Kulturansehen in der Welt auf das Empfindlichste zu schädigen».[23]

Obwohl namhafte NS-Größen sich für die Gedenkstätten einsetzten und ein Anbau des Goethehauses am Frauenplan nur mit einer Zuwendung aus Hitlers Privatschatulle realisiert wurde,[24] sah Wahl sich und die Weimarer Institutionen weiter in der Defensive. In dieser Situation empfing Wahl ein «Geschenk aus heiterem Himmel»,[25] wie es W. Daniel Wilson nennt – die Unterstützung des Reichsjugendführers Baldur von Schirach (1907–1974).[26] Schirach war ein Kind des Weimarer Bildungsbürgertums. Sein Vater Carl Bailly Norris von Schirach war der letzte großherzogliche Theaterintendant in der Stadt gewesen und setzte mit Vorliebe konservative Autoren auf dem Spielplan. Er verlor seinen Posten nach der Abdankung des Fürsten und trat bereits 1926 in die NSDAP ein, als solch ein Schritt noch als anrüchig und nicht karrierefördernd galt; die frühe Nähe zu den Nationalsozialisten verhalf Vater Schirach später zum neuen Amt als Intendant des Nassauischen Landestheaters in Wiesbaden. Der Sohn wuchs unter dem Einfluss von völkischen Denkern wie dem Literaturhistoriker Adolf Bartels[27] auf, die das intellektuelle Leben der Stadt bestimmten, und besuchte das «Waldpädagogium», ein Internat im nahen Bad Berka, das nach den Prinzipien des antisemitischen Reformpädagogen Hermann Lietz geleitet wurde. Die Weimarer Klassik gehörte zu den bevorzugten Lektüren des jungen Schirach. Sein Mentor wurde der völkische Journalist Hans Severus Ziegler, später Thüringer Gauleiter der NSDAP. Außerdem prägte ihn der Selbstmord des älteren Bruders Karl, der sich angeblich aus Trauer über das Ende des Kaiserreiches und den Versailler Vertrag das Leben nahm, womit ihm die begehrte Offizierskarriere verwehrt war.

Schirach begegnete Hitler erstmals 1925, als dieser zu einem Besuch nach Weimar kam. Aus Begeisterung für die «Bewegung» wählte er München als Ort seines Germanistikstudiums, dichte-

22 Max Hecker: Schillers Tod und Bestattung. Nach den Zeugnissen der Zeit, Leipzig 1935, S. 287.

23 Heinz Wismann (Ministerialrat im Reichministerium für Volksaufklärung und Propaganda) an Hans Wahl, 23. Juni 1936, Goethe- und Schiller-Archiv, GSA 50/3617, 2, ungezähltes Blatt.

24 Vgl. die ausführliche Darstellung in Paul Kahl: Die Erfindung des Dichterhauses. Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Eine Kulturgeschichte, Göttingen 2015, S. 163–188.

25 W. Daniel Wilson: Der faustische Pakt. Goethe und die Goethe-Gesellschaft im Dritten Reich, München 2018, S. 153.

26 Ausführlich zur Biographie vgl. Rathkolb: Schirach, sowie Michael Wortmann: Baldur von Schirach. Hitlers Jugendführer, Köln 1982.

27 Vgl. Anja Oesterhelt: «Große deutsche Heimat». Adolf Bartels, die Heimatkunst und Weimar, in: Jahrbuch der Klassik Stiftung Weimar 2014, S. 55–71.

te epigonale Verse auf den «Führer» und engagierte sich im Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB), dessen Vorsitzender er 1928 wurde. Drei Jahre später stieg er offiziell zum Reichsjugendführer auf, dem die HJ einschließlich Jungvolk und der Bund deutscher Mädel sowie der NSDStB unterstellt waren. Als er 1932 die Tochter von Hitlers Leibfotograf Heinrich Hoffmann heiratete, schien er endgültig im inneren Zirkel der NSDAP angekommen.

1937 veranstaltete Schirach erstmals die «Festspiele der deutschen Jugend» im Weimarer Nationaltheater. In seiner Eröffnungsrede machte er Goethe mit authentischen, aber aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten zur zentralen Autorität für eine nationalsozialistische Pädagogik. Für Schirach bestand zwischen Nationalsozialismus und Weimarer Klassik keinerlei Widerspruch, im Gegenteil: «Jugend Adolf Hitlers! […] Du handelst im Sinne des Mannes, dem Du dienst, wenn du den Inhalt alles dessen, was der Begriff Weimar und Goethe umschließt, in dich aufnimmst und in deinem treuen und tapferen Herzen einschließt, damit du immer weißt, worum es geht, wenn du für Deutschland kämpfen mußt!»[28]

Auch Goebbels, sonst eher ein Konkurrent, schwenkte auf diese Linie ein: «Die Rede Baldur v. Schirachs über Goethe soll stärker beachtet werden.» Hier sei erstmals «die Persönlichkeit Goethes […] des Begriffes entkleidet worden, Weltbürger und liberaler Poet gewesen zu sein».[29] In der Folge wurde der Text nicht nur in der HJ-Zeitschrift *Wille und Macht* abgedruckt, sondern auch in einem Band mit dem Titel *Goethe an uns*, der bis 1942 in mindestens 170 000 Exemplaren verbreitet wurde. Beigegeben waren Hunderte Goethe-Zitate unter Überschriften wie «Moderne Gedanken über die Jugend», «Von Frauen und Sitte» oder «Über körperliche Ertüchtigung». Die Sammlung stellte der Goethe-Leser Schirach mithilfe von Hecker und Wahl zusammen.

Am Tag der Rede führte Wahl Schirach durch das Goethehaus. Bei dieser Gelegenheit muss die Rede auf den Bibliothekskatalog gekommen sein, denn schon einen Tag später schrieb Schirach enthusiastisch an Wahl *(Abb. 1)*: «Bitte vergessen Sie nicht, daß ich Ihrem Exposé über die Handbibliothek mit Spannung entgegensehe und veranlassen Sie, daß es gleich nach seiner Fertigstel-

28 Baldur von Schirach: Goethe an uns. Ewige Gedanken eines großen Deutschen, München 1938, S. 11.

29 Presseanweisung des Reichspropagandaminsteriums vom 15. Juni 1937, in: Hans Bohrmann u.a. (Hg.): NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit. Edition und Dokumentation. Bd. 5/2, München 1984, S. 485. Zit. nach Wilson: Der faustische Pakt, S. 154.

651
166

Der Jugendführer des Deutschen Reiches
Berlin S.W.68 – Kommandantenstraße 30

15.VI.1937

Lieber Herr Professor,

Ich möchte
diesen Tag nicht zu Ende gehen lassen ohne Ihnen für die schönen
Stunden zu danken, die Sie mir heute geschenkt haben. Bei der rasti-
losen Bewegung, die meine Tätigkeit mit sich bringt, bedeutet der
heutige Vormittag eine kostbare Erinnerung, von der ich noch lange
zu zehren hoffe.

Bitte vergessen Sie nicht, daß ich Ihren Vorschlag über die Hand-
bibliothek mit Freuden entgegennehme und veranlassen Sie, daß es
gleich nach seiner Fertigstellung (es braucht nur ein roher
Überschlag zu sein) an meine Sekretärin Frl. Fromer, Koch, am
Bad, Obb., Haus Hohenstein, gesandt wird! Ich werde mich freuen,
von der Jugend her mitzuhelfen, wo ich irgend kann.

Mit den herzlichsten Grüßen und Dank für alles, was Sie Intern-

Heil Hitler!
Ihr
Baldur von Schirach.

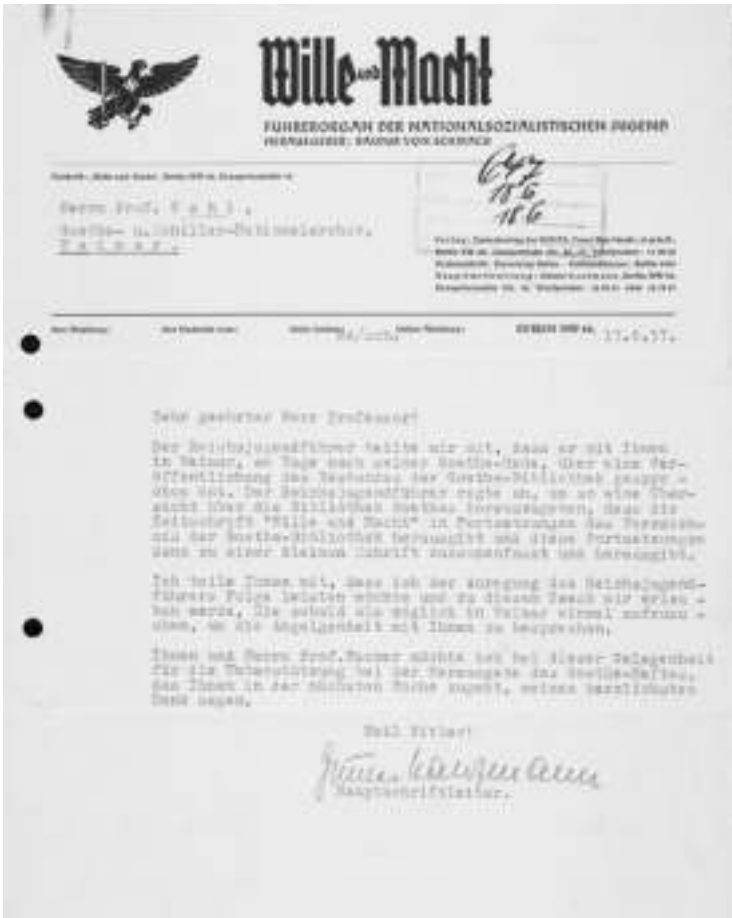
Abb. 1
«Ich werde mich freuen, von der Jugend her mitzuhelfen, wo ich irgend kann.» Baldur von Schirach an Hans Wahl, 15. Juni 1937.

lung (es braucht nur ein roher Überschlag zu sein) an meine Sekretärin […] gesandt wird! Ich werde mich freuen, von der Jugend her mitzuhelfen, wo ich irgend kann.»[30]

Schirach erwog, den Katalog in Fortsetzungen in der HJ-Zeitschrift *Wille und Macht* abzudrucken – ein einigermaßen exotischer Druckort für eine literaturwissenschaftliche Bibliographie. Doch für den Bildungsbürger, Bartels-Schüler und Goethe-Enthusiasten Schirach war dieses philologische Projekt eine ideologische Herzensangelegenheit. So sehr, dass der ungewöhnliche Publikationsort für ihn kein Problem darstellte – vielmehr die Möglichkeit bot, das Renommee der Zeitschrift und damit der HJ im konservativen Bürgertum zu erhören. Günter Kaufmann, der Schirach unterstellte Redakteur von *Wille und Macht*, erklärte sich zum Abdruck bereit und wollte Wahl unverzüglich aufsuchen *(Abb. 2)*.[31] Als Bearbeiter war weiterhin Maltzahn vorgesehen. Wahl ergriff die Gelegenheit sofort; zur früheren Vereinbarung mit der MLA schrieb er, er habe das Angebot aus den USA seinerzeit ablehnen müssen, «weil man nicht wissen konnte, wer

30 Baldur von Schirach an Hans Wahl, 15. Juni 1937, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73b, Bl. 8.

31 Günter Kaufmann an Hans Wahl, 17. Juni 1937, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73b, Bl. 9.


Wille und Macht

FÜHRERORGAN DER NATIONALSOZIALISTISCHEN JUGEND

Sehr geehrter Herr Professor!

Der Reichsjugendführer teilte mir mit, dass er mit Ihnen in Weimar, am Tage nach seiner Goethe-Rede, über eine Veröffentlichung des Bestandes der Goethe-Bibliothek gesprochen hat. Der Reichsjugendführer regte an, er an eine Übersicht über die Bibliothek Goethes herausgegeben, dass die Zeitschrift "Wille und Macht" in Fortsetzungen das Verzeichnis der Goethe-Bibliothek veröffentlicht und diese Fortsetzungen dann zu einer Sonderschrift zusammenfasst und herausgibt.

Ich teile Ihnen mit, dass ich der Anregung des Reichsjugendführers Folge leisten möchte und zu diesem Zweck wir erlauben werden, Sie sobald als möglich in Weimar einmal aufzusuchen, um die Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen.

Ihnen und Herrn Prof. Burger möchte ich bei dieser Gelegenheit für die Unterstützung bei der Herausgabe des Goethe-Briefes, den Ihnen in der nächsten Nummer zugeht, meinen herzlichsten Dank sagen.

Heil Hitler!

Hauptschriftleiter.

Abb. 2
Der Goethe-Katalog als Fortsetzungsgeschichte in der HJ-Zeitschrift «Wille und Macht». Günter Kaufmann an Hans Wahl, 17. Juni 1937.

hinter den Helfern stand und weil zu erwarten war, daß die Helfenden unter Umständen sich ihrer Tat zum Schaden des deutschen Ansehens bemühen würden; wenn nicht sie selbst, so doch andere böswillige Elemente».[32] Ohne dass Wahl es deutlich aussprach, war damit wohl der Einfluss von Juden und Exilanten gemeint. Das entsprach nicht den Tatsachen, denn die Vereinbarung war ja zustande gekommen und nur an der Weltwirtschaftskrise gescheitert. Aber nicht nur Wahl, auch Schirach hätte vom Abdruck des Katalogs profitiert. Die Goethe-Verehrung sollte «den Führungsanspruch der Hitlerjugend»[33] in Erziehungsfragen legitimieren, gerade gegenüber bürgerlichen Eltern, die ihre Kinder nur ungern der HJ anvertrauten. Zugleich hatte die Position als Sachwalter Goethes das Potenzial, Schirach in den ständigen Machtkämpfen um kulturellen und politischen Einfluss innerhalb des Regimes zu stärken. Wie hätte er das besser zum Ausdruck bringen können als durch die Verwirklichung dieses alten Planes, auch wenn der Abdruck in einer HJ-Zeitschrift eigentlich ein absurdes Unterfangen war?

32 [Hans Wahl,] undatiertes Schreiben [vermutlich Brief an Baldur von Schirach, vor dem 17. Juni 1937]. Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73c, Bl. 7.

33 Wilson: Der faustische Pakt, S. 160.

Unterdessen ließ Maltzahn bei der Weimarer Druckerei Dietsch & Brückner eine Kalkulation über Umfang und Kosten des Katalogs vornehmen, um die Schirach und Kaufmann gebeten hatten. Man legte einen Umfang von 40 Bogen zugrunde und kam auf Kosten zwischen 6390 Reichsmark bei 600 und 7550 Reichsmark bei 2000 Exemplaren, zuzüglich 45 Pfennigen pro Ganzleineneinband.[34] Kaufmann reagierte geschockt: «Ich habe natürlich, als ich hörte, daß die Sache 640 Seiten ausmacht, einen kleinen Schreck bekommen. Ich möchte nun zunächst einmal mit dem Reichsjugendführer anfang [sic] der nächsten Woche Rücksprache nehmen und gebe Ihnen dann näheren Bescheid.»[35] Tatsächlich schickte Wahl noch das verlangte – aber nicht überlieferte – Exposé an Schirachs Sekretärin,[36] danach verliert sich die Spur des Plans. Der Reichsjugendführer schien kein Interesse mehr zu zeigen – vorläufig.

Im Dezember 1941 aber erfolgte ein neuer, unerwarteter Vorstoß. Schirach war inzwischen zum Gauleiter von Wien «befördert» worden, auch, weil der völkische Schöngeist in den inneren Machtzirkeln inzwischen als unzuverlässig galt. Dort sollte er vor allen Dingen die Judendeportationen organisieren, was er auch tat, widmete sich aber vor allem seinen kulturellen Interessen. Den Bibliothekskatalog hatte Schirach nicht vergessen. Auf seine Anweisung schrieben die Wiener Staatsdruckerei und August Friedrich Velmede, der Leiter der Reichsjugendbücherei, nach Weimar, und baten Wahl um das Manuskript und eine Kostenkalkulation. Velmede erwähnte nebenbei, dass er bei einer von Goebbels und Schirach organisierten Mozartwoche in Wien Kippenberg getroffen habe, der noch immer darauf bestand, den Katalog bei Insel erscheinen zu lassen.[37] Wahl reagierte überrascht und machte deutlich, dass er das Unternehmen nicht für praktikabel hielt: «Ein solches Manuskript [des Katalogs] gibt es überhaupt nicht, vielmehr einen in vier großen Kästen aufbewahrten Zettelkatalog, der als Druckvorlage dienen müßte. […] Nun liegt aber praktisch gesehen die Arbeit so: ich bin ohne Mitarbeiter und der Kustos des Goetne-Nationalmuseums [sic], der den Katalog der Bibliothek für den Druck vorbereiten sollte [Maltzahn, S.H.], ist seit anderthalb Jahren in Frankreich. Er ist mitten in seiner Revisionsarbeit stecken geblieben, als er einge-

34 Vgl. Druckerei Dietsch & Brückner an das Goethe-Nationalmuseum [Hellmuth von Maltzahn], 23. Juni 1937. Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73b, Bl. 12–13.

35 Günter Kaufmann an Hans Wahl, 26. Juni 1937. Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73b, Bl. 14.

36 Vgl. Hans Wahl an Fräulein Trommer, 23. Juli 1937, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73b, Bl. 15.

37 Vgl. August Friedrich Velmede an Hans Wahl, 6. Dezember 1941. Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73d, Bl. 46.

zogen wurde, ein Zweiter könnte sich unter keinen Umständen neu hineinarbeiten. Weiterhin: der Katalog der Bibliothek kann natürlich nicht gedruckt werden, ohne daß die Bibliothek bei der Arbeit der Korrektur und Revision jeden Augenblick greifbar ist. Das ist sie jedoch nicht, denn wir sind gerade dabei, aufgrund der verschärften Luftschutzverordnungen sie zu verpacken und zu bergen. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist also leider der ungünstigste für die Drucklegung. Es ist sehr schade, daß nicht in den langen vergangenen Jahren sich dieser Weg eröffnet hat.»[38]

Tatsächlich war die Bibliothek zu diesem Zeitpunkt weder verpackt noch ausgelagert. Dies geschah erst später, zunächst im Bergungskeller des Goethe- und Schiller-Archivs, ab 1944 im Kalibergwerk Dietlas bei Eisenach, übrigens in Kisten, die Häftlinge des KZ Buchenwald anfertigen mussten. Möglicherweise behauptete Schirach dies aber auch nur, weil er einen Weg sah, seinen Mitarbeiter zurückzubekommen: «Es gibt nur eine einzige Möglichkeit, die Arbeit zu leisten, nämlich die, meinen Kustos Freiherrn Dr. von Maltzahn für diese Zeit vom Heeresdienst befreien zu lassen. Ich würde diesen Gedanken überhaupt nicht erwägen, wenn Herr Dr. von Maltzahn Frontsoldat wäre, er gehört jedoch lediglich zur Besatzungsarme[e] in Frankreich und findet Verwendung bei der Beaufsichtigung der Gefangenenlager, ist also leichter zu ersetzen als ein Offizier der kämpfenden Front. […] Die Hauptschwirigkeit [sic] ist wie gesagt die Abwesenheit des langjährigen Bearbeiters des Katalogs im Militärdienst. Wenn die beseitigt werden könnte, sähe die Sache anders aus.»[39]

Wahls Taktik ging jedoch nicht auf. Wie Velmede ihm mitteilte, hatte Schirach erwogen, Maltzahn vom Militärdienst zu befreien, habe sich jedoch am Ende nicht dazu durchringen können. Velmede erhielt zwar den Auftrag, sich beim Oberkommando der Wehrmacht zu erkundigen, unter welchen Umständen Maltzahn doch noch freigestellt werden könnte. Ob aber ein Treffen mit Wahl in Weimar, das Velmede in Aussicht stellte,[40] überhaupt stattfand, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Möglicherweise verfügte der nach Wien abgeschobene Schirach nicht mehr über die Macht, eine Freistellung Maltzahns zu bewirken. Als seine Ehefrau Henriette sich 1943 bei einem Treffen auf dem Obersalzberg bei Hitler über die brutale Deportation jüdischer

38 Hans Wahl an August Friedrich Velmede, 9. Dezember 1941, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73d, Bl. 45.

39 Hans Wahl an August Friedrich Velmede, 9. Dezember 1941. Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73d, Bl. 45.

40 August Friedrich Velmede an Hans Wahl, 15. Dezember 1941, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73d, Bl. 44.

Frauen beklagte, die sie in Amsterdam mit angesehen hatte, kam es zum endgütigen Bruch. Schirach beteuerte später, lange nicht gewusst zu haben, wohin die Deportationen gingen. Selbst wenn das stimmen sollte, was sehr unwahrscheinlich ist, zog er daraus keine Konsequenzen mehr. Hitler plante zwischenzeitlich seine Ablösung als Gauleiter, doch letztlich behielt er seinen Posten bis Kriegsende.

Damit war der Plan des Goethe-Katalogs vorerst beerdigt. Nach Kriegsende blieb Maltzahn im Westen. Er nutzte alte Verbindungen und wurde Kustos im Frankfurter Goethehaus. 1955 wechselte er als erster Gründungsdirektor an das Düsseldorfer Goethe-Museum, dessen Grundstock Kippenbergs umfangreiche Goethe-Sammlung bildete. Wahl träumte zwar weiter vom Katalog; ein Dokument mit möglichen Publikationen für das Goethejahr 1949 listet ihn weiterhin auf.[41] Das aber war eine reine Wunschliste, in der Praxis nicht umzusetzen. Wahl starb wenige Monate vor dem 200. Geburtstag des Dichters. Sein Weimarer Nachfolger Gerhard Scholz war weniger an den klassischen Gedenkstätten als an einer neuartigen marxistischen Literatursoziologie der Goethezeit interessiert, womit er sich weder unter SED-Kadern noch unter Weimarer Bildungsbürgern Freunde machte; beide Gruppen bevorzugten den «klassischen» Goethe, Scholz den Stürmer und Dränger. Sein ambitioniertes Goethezeitmuseum im Weimarer Stadtschloss wurde nach wenigen Jahren demontiert, Scholz durch den in ästhetischer Hinsicht orthodoxeren Funktionär Helmut Holtzhauer ersetzt. Noch vor dessen Amtsantritt entschloss man sich, im Rahmen der neu gegründeten NFG alte Desiderate endlich in die Tat umzusetzen. Das waren vor allem Kataloge von Goethes Handzeichnungen – und eben der Bibliothek. Am 27. Oktober 1953 transportierte man die Bücher ins Goethe- und Schiller-Archiv,[42] wo sich Hans Ruppert gleich am nächsten Tag an die Arbeit machte. Nach fünf Jahren lag der Katalog schließlich vor, und Ruppert erläuterte im Vorwort die Vorgeschichte des Projekts. Dass einmal Baldur von Schirach zu seinen größten Unterstützern gehört hatte, verschwand im lakonischen, wohl bewusst vage gehaltenen Nebensatz.

41 [Hans Wahl?,] Veröffentlichungen für 1949 [undatiert], Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 18a, Bl. 29.

42 Vgl. Ursula Wertheim, Protokoll über die Überführung der Handbibliothek Goethes aus dem Goethehaus in den Tresor des Goethe- u. Schiller-Archivs am 26./27. Oktober 1953, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/V 185, Bl. 59–60.

Bildnachweis: Abb. 1: Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73b, Bl. 8. – Abb. 2: Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 150/M 73b, Bl. 9.

Herfried Münkler / Carl Schmitt

Briefe 1982/1983

1 Günter Maschke (*1943), rechtsintellektueller Verleger und Publizist.

2 Neben dem Titel handschriftliche, meist stenographische Bemerkungen Schmitts. In Langschrift lesbar: Brief an H. Münkler …. Jalta …. B. 5/2/82.

3 Herfried Münkler: Partisanen der Tradition, in: Der Monat Nr. 282 (1982), S. 109–119; überarbeiteter Wiederabdruck in: Ders.: Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken, Frankfurt/M. 1992, S. 127–141; die Fassungen wurden verglichen, die Abweichungen sind für die vorliegende Deutung unerheblich.

[1] MASCHKE AN SCHMITT

Lieber Herr Prof. Schmitt! Dr. Münkler, Judengasse 11, 636 Friedberg/H. bat mich, Ihnen diesen Aufsatz zuzusenden!
Herzlich und bis auf bald
Ihr
Maschke[1]

[Nachlass Carl Schmitt RW 265-29157; Kopie des Titelblatts von Münklers Aufsatz «Partisanen der Tradition»; auf der Kopfzeile über dem Kapitälchen handschriftlich:][2]

Abb. 1
«Dr. Münkler, Judengasse 11, 636 Friedberg/H. bat mich, Ihnen diesen Aufsatz zuzusenden!» Brief von Günter Maschke an Carl Schmitt auf dem Titelblatt von Herfried Münklers Aufsatz «Partisanen der Tradition», beschnitten.

*

[2] SCHMITT AN MÜNKLER

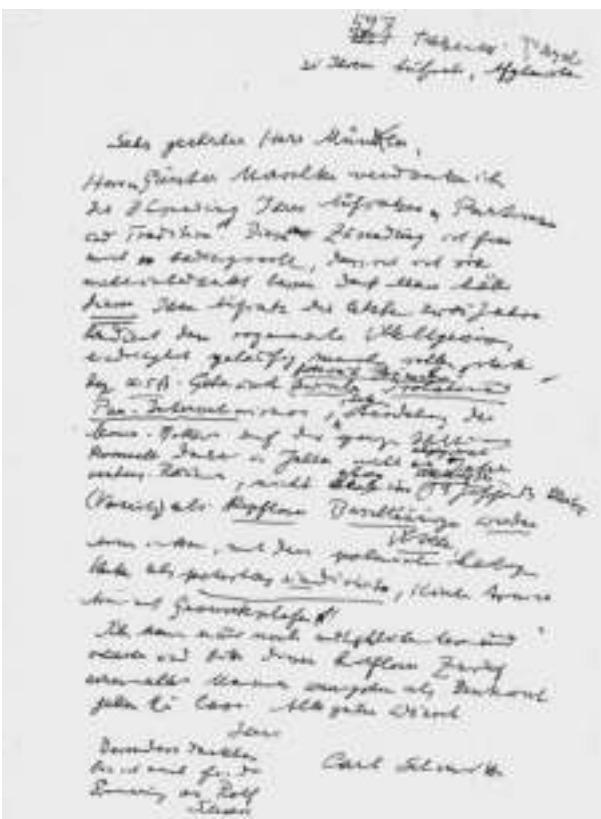
597 Plettenberg-Pasel
Zu Ihrem Aufsatz, Afghanistan

Sehr geehrter Herr Münkler,
Herrn Günter Maschke verdanke ich die Zusendung Ihres Aufsatzes «Partisanen und Tradition».[3] Diese Zusendung ist für mich [durchgestrichen: so] bedeutungsvoll, dass ich sie nicht unbedankt lassen darf. Man hätte diesen Ihren Aufsatz die letzten zwei Jahre hindurch dem sogenannten Weltgewissen eindringlich geläufig machen sollen, statt des USA-Getaumels, fortwährendes Taumeln zwischen Isolation und Pan-Interventionismus, statt Ausdehnung der Monroe-Doktrin auf der ganzen Welt. – Roosevelt dachte in Jalta nicht an abgegrenzte Interventions-Räu-

me, nicht aber im Weltbild des 19. Jahrhunderts bleibend. (Vorzeitig) als kopfloser Beschleuniger wider Willen, Arm in Arm, mit dem polnischen heiligen Vater als potestas indirecta, Kirche Arm in Arm mit Gewerkschaften![4]
Ich kann nur noch mühselig lesen und schreiben und bitte diesen hilflosen Zuruf eines alten Mannes wenigstens als Dankwort gelten zu lassen. Alle guten Wünsche
Ihres
Carl Schmitt

Besonders dankbar bin ich für die Erinnerung an Rolf Schroers.[5]

[undatierter handschriftl. Brief Schmitts laut erstem Brief vom 5. Februar 1982]



4 Papst Johannes Paul II. (1920–2005), seit 1978 Papst, und die gewerkschaftliche Solidarność-Bewegung.

5 Rolf Schroers (1919–1981), mit Schmitt näher bekannter Schriftsteller und Publizist. Münkler verwies wie Schmitt auf Schroers' Buch: Der Partisan. Ein Beitrag zur politischen Anthropologie, Köln 1961.

Abb. 2
«Man hätte … Ihren Aufsatz die letzten zwei Jahre hindurch dem sogenannten Weltgewissen eindringlich geläufig machen sollen, statt des USA-Getaumels…». Erster Brief von Carl Schmitt an Herfried Münkler, 5. Februar 1982, Plettenberg-Pasel.

*

[3]

26. April 1982[6]

Sehr geehrter Herr Prof. Schmitt,
zunächst möchte ich mich bei Ihnen recht herzlich für Ihr Schreiben bedanken, in dem Sie zu meinem Aufsatz über die afghanischen Partisanen («Partisanen der Tradition») Stellung genommen haben. Haben Sie Dank für Ihre freundlichen und aufmunternden Anmerkungen.
Ich habe mit meinem Antwortschreiben so lange gewartet, weil ich mit ihm zusammen Ihnen einen Artikel übersenden wollte, der sich u.a. mit Ihren Überlegungen zur Hegung des Krieges auseinandersetzt. Da sich das Erscheinen des Aufsatzes verzögert hat, kommt mein Brief auch erst mit dementsprechender Verspätung. Immerhin kann ich Ihnen nun aber die Kopie meines Aufsatzes beilegen, in dem ich Ihre Theorie einer Hegung des Krieges den Engelsschen[7] Überlegungen zur Dialektik des Militarismus gegenübergestellt habe.
Mich würde interessieren, ob Sie sich in meiner Interpretation «wiederfinden» können und ob ich die Intentionen Ihrer Überlegungen getroffen habe?
Mit freundlichen Grüßen
Herfried Münkler[8]

[Nachlass Carl Schmitts RW 265-10047; maschinenschriftlich mit handschriftl. Unterschrift sowie Unterstreichungen und Bemerkungen Schmitts: Briefkopf: Dr. Herfried Münkler / Judengasse 11 / 6360 Friedberg/H. 1]

*

6 Dazu Schmitt: «erhalten 27. April 82 / b. 28/4/82».

7 Unterstreichungen und Randbemerkung Schmitts: Engel[s] (Bruno Bauer).

8 Unter der Unterschrift teils stenographisches Notat Schmitts, Skizze zum Antwortbrief, in Langschrift leserlich: Armer Prof. Schwab …. foe …. hostis.

Abb. 3
Antwortschreiben von Herfried Münkler, 26. April 1982, Friedberg/H.

[4] SCHMITT AN MÜNKLER

Zu Ihrer Sendung vom 26. April 1982

Sehr geehrter Herr Dr. Münkler,
ich kann nur noch mit viel Mühe, in den tormentis[9] meines Alters, sehen und schreiben. Do[ch] bin ich von Ihrem Engels-Aufsatz[10] so tief beeindruckt, dass ich wenigstens diese Empfangsbestätigung als Zeichen meines lebhaften Dankes zu Papier bringen möchte. Schreibhilfe habe ich nicht.
Ihr Aufsatz ist hervorragend. Was ich von Prof. George Schwab (New York) seit Jahrzehnten erwarte und was liegen geblieben ist (eine Weiterführung von foe und enemy <in Amerika>) haben Sie mit grosser wissenschaftlicher Klarheit selbständig erbracht.

Die Belehrung von Argentinien[11] her muss Ihren Gedanken Gehör verschaffen. Wo ist dieser Aufsatz erschienen?
Alle guten Wünsche für Ihre weitere Arbeit!
Mit freundlichen Grüßen
Carl Schmitt

Die Theologen reagieren nicht einmal auf die Frage nach dem Unterschied von hostis und inimicus![12] Ihre <…> Bemerkung verdient besondere Beachtung.

Adresse von Prof. George Schwab
National Committee [on] American Foreign Policy Inc., The
Waldorf-Astoria = Suit 1883
301 Park Avénue
NewYork: N.Y. 10022

[handschriftl. Brief, laut Randbemerkung des dritten Briefes vom 27. April 1982]

*

[5] MÜNKLER AN SCHMITT

17. 3. 1983[13]
Herrn
Prof. Dr. Carl Schmitt
Am Steimel 7
5970 Plettenberg

Sehr geehrter Herr Prof. Schmitt,
in der Anlage übersende ich Ihnen eine Rezension, die ich für die Neue Politische Literatur geschrieben habe. Da der Text der [gemeint ist wohl: dort] erfahrungsgemäß einige Zeit liegt, bis er gedruckt wird, übersende ich ihn Ihnen einstweilen als Kopie des Typoskripts.[14] Vielleicht interessiert es Sie, was mir 45 Jahre nach dem ersten Erscheinen zu Ihrem Hobbes-Buch aufgefallen ist.
Wie nicht anders zu erwarten, habe ich mit Ihrer Bewertung von Spinoza, Mendelsohn und Stahl große Probleme gehabt. Ich den-

9 Lat: Kämpfen, Qualen

10 Herfried Münkler: Krieg und Frieden bei Clausewitz, Engels und Carl Schmitt. Dialektik des Militarismus oder Hegung des Krieges, in: Leviathan 10 (1982), S. 16–40.

11 Gemeint ist der Falkland-Krieg, ein Territorialstreit zwischen Argentinien und Großbritannien. Die britische Premierministerin Thatcher beantwortete die argentinische Invasion vom April 1982 mit einer militärischen Rückeroberung, die im Juni zu einem Sieg führte. Am 26. April begann diese britische Aktion gerade erst.

12 Dazu Carl Schmitt: Der Begriff des Politischen, Berlin 1963, S. 29 («Feind ist hostis, nicht inimicus im weiteren Sinne»).

13 Darunter handschriftl. Schmitt: erhalten 20/3/83 / beantwortet 21/3/83.

14 Herfried Münkler: Carl Schmitt und Thomas Hobbes, in: NPL 29 (1984), S. 352–356.

ke zwar, daß mir inzwischen klarer ist, worum es Ihnen in dieser Frage gegangen ist (Maschine und Religion bei Hobbes), aber befreunden kann ich mich damit doch nicht. Übrigens ist das Thema Carl Schmitt und Thomas Hobbes mir bereits 1977 in meiner Examensklausur begegnet, als mir Iring Fetscher das Thema «Carl Schmitts Hobbes-Rezeption» gestellt hat. Vielleicht auch deswegen habe ich geglaubt, Ihr Buch unbedingt rezensieren zu müssen.
Mit vielen guten Wünschen, Ihr
Herfried Münkler[15]

[Nachlass Carl Schmitt RW 265-10048; maschinenschriftlich mit handschriftl. Unterschrift; gedruckter Briefkopf der Universität Frankfurt, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Abteilung für Institutionen und soziale Bewegungen, dazu maschinenschriftlich: – Dr. Herfried Münkler -]

*

[6] SCHMITT AN MÜNKLER

Sehr geehrter Herr Professor: zu Ihrer Sendung vom 17. 3. 1983

Donoso Cortes kann heute nur noch verwirren; ich warne Neugierige. Kannte Prof. Iring Fetscher (1977)[16] das Buch von John T. Graham (Columbia 1974)[17] und die spanische – innerspanische – Diskussion? Es handelt sich heute um die Heilig-Sprechung des Cardinals Bellarmin (1600–1930)[18] d.h. um die Definition und die Kategorien des Politischen (oder besser: seiner Kriterien).
Besten Dank und Gruss
Carl Schmitt.

697 Plettenberg-Pasel
21.3.1983

[handschriftl. Brief v. 21. März 1983]

15 Darunter der weitgehend wortgetreue Entwurf des erhaltenen Antwortbriefes vom 21. März 1983, mit ergänzendem Verweis auf Werner Böckenförde.

16 Iring Fetscher: Terrorismus und Reaktion. Mit einem Anhang August Bebel: Attentate und Sozialdemokratie, Frankfurt 1977.

17 John T. Graham: Donoso Cortés: utopian romanticist and political realist, Missouri University Press, Columbia 1974.

18 Roberto Bellarmin (1542–1621), ein Jesuit, von Thomas Hobbes heftig kritisiert, wurde 1923 selig- und 1930 heiliggesprochen.

Bildnachweis: Abb. 1–3: Landesarchiv NRW, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Nachlass Carl Schmitt.

Reinhard Mehring

Akkreditierung im Schmittianismus?

Ein Kommentar

«Dr. Münkler, Judengasse 11, 636 Friedberg/H»:[19] Im Februar 1982 weist Günter Maschke Carl Schmitt auf die Schriften eines jungen Politikwissenschaftlers hin. Maschke war bereits von der radikalen Linken konvertiert, wenn auch noch nicht der exponierte Promoter der radikalen Neuen Rechten, als der er heute bekannt ist. Als Verleger stand er mit Schmitt in enger Verbindung. Der 93-jährige Schmitt nimmt nun den direkten Kontakt mit dem über 60 Jahre jüngeren, gerade erst über Machiavelli promovierten «Dr. Münkler» auf. Dieser arbeitet am Lehrstuhl von Iring Fetscher – wo den realpolitischen Strategen der Ideengeschichte nachgespürt und weniger Berührungsscheu mit Themen des weltanschaulichen Gegners gehalten wurde als am benachbarten Institut für Sozialforschung. In seinem ersten Brief versucht Schmitt gleich eine Brücke von seinen alten Schriften zu Münklers Aufsätzen zu bauen, er lobt sie als «Weiterführung von foe und enemy» und empfiehlt sie dem «sogenannten Weltgewissen». Die Kunst, jungen Menschen auf Augenhöhe zu begegnen und sie gleich auch mit esoterischen Andeutungen und Rätseln in ein Gespräch über große Themen einzubinden, beherrscht Schmitt auch damals noch, im hohen Alter. Noch einmal nimmt der alte Scout aus dem Sauerland in den frühen 80er-Jahren Witterung auf – und sucht das Gespräch mit einem aufstrebenden Nachwuchswissenschaftler.

Münklers Aufsätze knüpften an Schmitts *Theorie des Partisanen* an. Der 31-jährige Doktor der Politikwissenschaft unterscheidet 1982 zwischen «Partisanen der Revolution» und «Partisanen der Tradition», die in Vietnam, Südamerika und Afghanistan neue Akteure und Formen gefunden hatten. Damit führte er die «Entwicklung der Theorie» weiter, die Schmitt in der *Theorie des Partisanen* von Clausewitz über Lenin zu Mao Tse-tung gezogen hatte. Münkler führte aus, dass der antimodernistische Kampf mit den kriegerischen Verwüstungen «auf verlorenem Posten» steht: «Der Partisan der Tradition unterliegt selbst dort, wo er militärisch siegt. […] Je mehr der Krieg die tellurischen Elemente des Partisanentums aufzehrt, desto stärker tritt politisches Engagement an seine Stelle. Nicht mehr die Tradition, sondern eine politische Idee garantiert von nun an den Zusammenhalt der Gruppen.»[20] Statt eines klaren Legitimitätsstandpunkts steht am Ende

19 Schmitts sehr zittrig und undeutlich geschriebene, schwer zu lesende Briefe erhielt ich durch Herfried Münkler in Kopie, die Gegenbriefe sind in Schmitts Nachlass erhalten. Ich danke Herfried Münkler und Florian Meinel für die freundliche Genehmigung zur Publikation dieser Briefe, Matthias Meusch, Gerd Giesler und Rolf Riess für zahlreiche Hilfen.

20 Münkler: Partisanen der Tradition, S. 119.

das Wort vom «verlorenen Posten». Dieses Wort wird Schmitt gefallen haben, da er nach 1945 eine Besiegten-Historie vertrat.[21]

Schmitts «hilfloser Zuruf» lässt sich im Antwortbrief zwar nicht auf eine Detailanalyse des Aufsatzes ein; zweifellos hat Schmitt die *Partisanen der Tradition* aber als eine interessante Anwendung seiner Kategorien auf Afghanistan geschätzt. Er nimmt alles zwar nur noch indirekt und vage auf, bietet mit dem Verweis auf die USA und den polnischen Papst aber eine Akzentverlagerung auf die weltpolitische Bedeutung der Entwicklungen für die Konstellation des Kalten Krieges an.

Schmitt hat Münklers Aufsatz innerhalb eines Tages gelesen und beantwortet. Münkler wartete dann fast drei Monate mit seiner Erwiderung, weil er einen neuen Sonderdruck, seine Gegenüberstellung von Schmitt und Engels, beilegen wollte. Sein Aufsatz *Dialektik des Militarismus oder Hegung des Krieges* geht von Clausewitz aus und unterscheidet Engels und Schmitt als «Eckpunkte» der polaren Auslegungsmöglichkeiten. Wenn er *Krieg und Frieden bei Clausewitz, Engels und Carl Schmitt* erörtert, steht die von Engels erfasste «Dialektik des Militarismus» mehr für den Krieg und Schmitts «Hegung des Krieges» mehr für eine politische Friedensorientierung und -konzeption: für eine «Hegung des Krieges» durch die Entstehung von Staatlichkeit.[22] Münkler fragt 1982 in seinem ersten Brief an Schmitt nun ebenso höflich wie rhetorisch, ob er Schmitts «Intentionen» getroffen habe, als er dessen politische Theorie der Hegung des Krieges von Engels unterschied. Schmitt antwortet ausweichend und fügt seinem Februar-Verweis auf die US-amerikanische Außenpolitik in Afghanistan und Polen nun eine kurze Bemerkung zum gerade eröffneten Falkland-Krieg an; er meidet eine Positionierung und lobt insbesondere die Ausführungen zu Engels, die eine anregende Nebenbemerkung der *Theorie des Partisanen* aufgreifen und weiterentwickeln: Münkler zitierte in seinem «Engels-Aufsatz» Schmitts Befund, dass «ein ganz unpartisanischer Revisionismus» an Engels anknüpfen konnte.[23] Engels habe diese destruktive «Dialektik des Militarismus» erkannt und deshalb eigentlich bereits von der Revolutionsdoktrin auf einen sozialdemokratischen Reformismus umgestellt, was Bebel auch verstanden habe. Stets suchte Schmitt nach dekonstruktiven «Einbruchstellen»; er

21 Vgl. auch die Themenausgabe «Der Besiegte» (ZIG, VI/1, Frühjahr 2012).

22 Ders.: Krieg und Frieden, S. 31ff.; und Ordnung des Krieges, S. 71ff.

23 Münkler: Krieg und Frieden bei Clausewitz, Engels und Carl Schmitt.

lobt den jungen Frankfurter Politikwissenschaftler nun dafür, eine Nebenbemerkung der *Theorie des Partisanen* im akademischen Potential ergriffen und eine Einbruchstelle in die Linie von Marx zu Lenin gefunden zu haben, die den sozialdemokratischen Revisionismus mit Engels gegen Marx im Herzen der Theorie autorisierte.

Wenn Schmitt diesen revisionistischen Aufbruch der Linie von Marx zu Lenin in seinem zweiten Brief begeistert aufnimmt und als «Weiterführung von foe und enemy» bezeichnet, liegt darin keine Nobilitierung von Münklers sozialdemokratischer Umwidmung, sondern eine Anerkennung des ideenpolitischen Aktes der Umcodierung an sich: eine Auszeichnung und Eingemeindung Münklers im Kreis der Schüler. George Schwab war seit den 1950er-Jahren einer der engsten befreundeten Schmitt-Schüler.[24] Schwab hatte 1968 in einer Festschrift für Schmitt einen Aufsatz «Enemy oder Foe» veröffentlicht.[25] Die Adresseingabe von Schwab mit der «Suit 1883» im «The Waldorf Astoria» in New York verweist auf das ein wenig saturierte Establishment. Eine Weiterführung erhoffte Schmitt sich nun mehr vom fleißigen Münkler. Er beschließt seinen zweiten Brief deshalb auch mit «allen guten Wünschen für die weitere Arbeit». Damals hat er zwar vermutlich nicht erwartet, dass Münkler sich zum «Schmittianismus» bekehren und seiner Theorie und Praxis im engeren Sinne folgen würde. Selbstdenken war Schmitt aber wichtiger als Orthodoxie. Wenn er mit Maschke und Schwab zwei späte Schüler erwähnt, die ihm besonders nahe standen, lässt sich deshalb von einer Art Stabübergabe sprechen. Konnte er 1982 darauf hoffen, dass Münkler ein «gelehriger Schüler» und legitimer Erbe werde, wie Koselleck, Böckenförde oder Roman Schnur es seit den 1950er-Jahren geworden waren?

Der junge aufstrebende Politikwissenschaftler kannte die strategischen Gegnerschaften und Karrierebremsen, die eine starke Orientierung an Schmitt gerade in Frankfurt bedeutete. Maschke hatte ihm bei Schmitt die Türen geöffnet. Nach dem Briefkontakt hatte seine Schmitt-Rezeption 1982 nun gleichsam die Unschuld verloren und war über das sachliche Interesse hinaus zu einer persönlichen und strategischen Frage geworden. Mit

24 George D. Schwab (*1931), Politikwissenschaftler, Schmitt-Forscher und -Übersetzer, seit den späten 1950er-Jahren mit Schmitt im engen Kontakt.

25 George Schwab: Enemy oder Foe: Der Konflikt der modernen Politik, in: Epirrhosis. Festgabe für Carl Schmitt, 1968, 2. Aufl. Berlin 2002, S. 665–682.

seinen ersten Arbeiten hatte Münkler sich damals bereits gegen die «Revolution» für den «Staat» entschieden. Ein «Schmittianer» konnte seine damaligen Schriften, die frühen Analysen der «Krise der Republik» und des «Machtzerfalls»,[26] wie eine Transposition verwandter Themen in historische und ideengeschichtliche Parallelen bejahen – von der Umcodierung unter anderen Vorzeichen am ehesten mit Christian Meier vergleichbar, der die Antikeforschung mit Schmitt modernisierte, aktualisierte und sich dezidiert für die Bundesrepublik entschieden hatte. Ende der 1980er-Jahre ließ sich Münklers Werk noch einigermaßen zwanglos im Resonanzraum und Kanon der Schmitt-Rezeption verorten. Wenn sich das Terrain damals durch die linke Schmitt-Rezeption nach 1968 auch gewandelt hatte und Schmitt-Rezeption kein akademisches Ausschlusskriterium und strikter Disqualifikationstitel mehr war, lagen also einige Klarstellungen und Distanzsignale schon strategisch nahe.

Während die erste Kontaktnahme Schmitts Selbstinterpretation höflich und schonend respektierte, trat Münkler deshalb 1983 sogleich aus der Reserve und formulierte Distanz und Kritik. Für die *Neue Politische Literatur* rezensierte er Maschkes erweiterte Neuausgabe von Schmitts *Leviathan*-Buch, Benderskys Schmitt-Biographie sowie eine Sammlung des Schmitt-Schülers Roman Schnur. Nur den *Leviathan*-Besprechungsessay, *Carl Schmitt und Thomas Hobbes* überschrieben, schickte er aber im Typoskript. Im Herbst 1983 verstummte Schmitt, nach dem Tod seiner einzigen Tochter sowie seines ältesten jüdischen Freundes Georg Eisler. Die Korrespondenz mit dem jungen Münkler dürfte deshalb zu den letzten akademischen «Gesprächen» gehören, die Schmitt ernstlich noch realisierte.

Münklers *Leviathan*-Besprechungsessay lässt sich als kritischer Kontrapunkt zur affirmativen Kontaktnahme von 1982 lesen. Wo Münkler Schmitt zunächst gegen Engels, in Übereinstimmung mit dessen Selbstinterpretation, auf eine Theorie des gehegten Krieges und einen nicht-diskriminierenden Feindbegriff festlegte, problematisiert er 1983/84 nun diesen «Etatismus»; er stellt die einfache Identifikation mit Hobbes infrage, die die ältere Forschung gerne pflegte, indem er darüber hinaus auf die Donoso-Identifikation hinweist und eine «Kontrastierung von

26 Vgl. Herfried Münkler, Machtzerfall. Die letzten Tage des Dritten Reiches dargestellt am Beispiel der hessischen Kreisstadt Friedberg, Berlin 1985.

27 Münkler: Carl Schmitt und Thomas Hobbes, S. 353.

Hobbes und Donoso»[27] vornimmt, die auf eine Kernfrage hinausläuft: «Ist der Staat *Creator pacis* oder *Defensor pacis*?».[28] Im Rahmen der Besprechung sucht er die Antwort von Schmitts «Korrektur des Hobbesschen Programms unter dem Aspekt des Fehlschlags»[29] her; er vermutet, dass Schmitt nach 1936 eine Korrektur seiner Stellung zum Nationalsozialismus vornahm, die das Verhältnis von Staat und Partei revidierte: Demnach gab Schmitt seine anfängliche Hoffnung auf eine «Verstaatlichung der nationalsozialistischen Bewegung»[30] auf, weil er, ähnlich «wie später Franz Neumann», die «Verschlingung des Leviathan durch den Behemoth» erkannt habe.

Auch diese Deutung widersprach zwar nicht gänzlich Schmitts etatistischer Legende und Selbstinterpretation; Schmitt geht in seinem knappen Antwortbrief, einer letzten akademischen Antwort, aber nur sehr kryptisch auf Münklers intrikaten Versuch ein, Schmitts Stellung zum Nationalsozialismus zu klären, indem er die Etatismuslegende von der einfachen Identifikation mit Hobbes ablöst und vom religiös-fundamentalistischen Restgehalt von Donoso her thematisiert. Wenn Schmitt für die Donoso-Deutung auf die «innerspanische» Diskussion verweist, stimmt er Münkler einerseits zu und tabuisiert andererseits doch die nähere Analyse der damaligen «polykratischen» Auseinandersetzungen und Frontverläufe. Er antwortet indirekt erneut mit Parallelen und Analogien, verweigert die explizite Stellungnahme und problematisiert die Donoso-Bezugnahme durch einen Hinweis auf die «Heilig-Sprechung des Cardinals Bellarmin». Er betrachtet die «Verschlingung des Leviathan durch den Behemoth» also als einen typischen Fall institutionalisierter Religionspolitik, Politischer Theologie, und scheint Münkler damit zuzustimmen, dass sein Etatismus nicht strikt säkular betrachtet werden kann, sondern besser von einer «Verschlingung» der Probleme zu sprechen ist. Auch dieser letzte Brief ist akademisch anerkennend; er kontert den kritischen Bezug auf Donoso Cortés aber mit einer Abschlussgeste, die die weitere Entschlüsselung des nationalsozialistischen Engagements vom postsäkularen, religiösen Restgehalt des Etatismus her tabuisiert: «Donoso Cortes kann heute nur noch verwirren; ich warne Neugierige.»

Schmitts späte kryptische Briefe sind zweifellos nicht einfach

28 Ebd., S. 353.

29 Ebd., S. 354.

30 Ebd., S. 355.

zu deuten. Gewiss darf man die beiläufigen Hinweise auf die USA, Afghanistan, den Falkland-Krieg oder «Donoso» auch nicht überschätzen; es sind rhetorische Gesten der Gesprächsfähigkeit und des eigenen Niveaus an der Grenze zum Verstummen, wie Schmitt selbst in seinen späten Briefen fast überdeutlich sagt. Münklers frühe Positionierungen problematisieren Schmitts nationalsozialistisches Engagement vom zwiespältigen Etatismus her, emanzipieren sich vom Odium schmittianischer Kontamination und klären so den eigenen ideengeschichtlichen Zugang zum neuzeitlichen Staatsdenken. Münkler gehörte nicht mehr zum marxistischen Links-Schmittismus der «Studentenbewegung», weil er die terroristische Entwicklung des Linksradikalismus nach den bundesrepublikanischen Erfahrungen mit der RAF vorfand und als Sozialdemokrat ablehnte; trotz des einleitenden Vermittlungsdienstes von Günter Maschke gehörte er selbstverständlich auch niemals zur Neuen Rechten, wie Münklers Briefen an Schmitt, den Texten und späteren Distanzierungen eindeutig abzulesen ist.[31] Seine Schmitt-Rezeption ist von Anfang an selbstbewusst, liberal und sozialdemokratisch, mit dem eigenen, früh ausgeprägten Interesse an Militärgeschichtsschreibung, mit dem der junge Frankfurter Politikwissenschaftler in den von Friedensforschung dominierten Sozialwissenschaften der 80er-Jahre noch weitgehend ein Solitär war. Die weltpolitische Lage war nach 1990 dann bald jenseits der bundesrepublikanischen «Stadtguerilla» von neuen Kriegen, Ernstfällen und Terror gezeichnet. Und Herfried Münkler wurde nun zu einem vielgefragten ideenpolitischen Strategen der Berliner Republik.

31 Vgl. Münkler: Carl Schmitt in der Diskussion, in: NPL 35 (1990), S. 289–300.

Pascale Hugues

Vom Leben mit Grenzen

Ein Gespräch

Pascale Hugues: Deutsches Glück, München: DVA 1999, 237 S. – Marthe und Mathilde. Eine Familie zwischen Frankreich und Deutschland, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2008, 286 S. – Ruhige Straße in guter Wohnlage. Die Geschichte meiner Nachbarn, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2013, 320 S. – Deutschland à la française, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2017, 208 S.

Sie sind in Straßburg geboren und haben dort ihre Kindheit und Jugend verbracht. In welchem Viertel der Stadt sind Sie aufgewachsen?
Aufgewachsen bin ich in der Rue de la Douane, das ist fünf Minuten vom Münster entfernt, gegenüber dem Historischen Museum. Erst im Alter von 24 Jahren bin ich endgültig aus Straßburg weggezogen.

Das heißt, Sie haben ihre Kindheit im mittelalterlichen Herzen der Stadt verbracht, sozusagen im Zentrum der einstigen «freien Reichsstadt». Daran schließen sich die französischen Stadterweiterungen aus dem 18. und 19. Jahrhundert an, etwa die Place Broglie, und im Norden die Erweiterungen im wilhelminischen Stil aus der «Reichslandszeit». Waren Sie sich als Kind und Jugendliche der Spannungen dieser Stadtlandschaft bewusst?
Die Unterschiede zwischen den Stilen springen jedem, der dort wohnt, ins Auge. Mit meinen Eltern wohnte ich in einem Haus aus dem 17. Jahrhundert. Später als Studentin zog ich in die Rue Joffre in ein Gebäude aus der Zeit Kaiser Wilhelms I. Das war ein wenig, als ob man vom 17. Jahrhundert ins 19. Jahrhundert springt – wie unterschiedlich waren allein die Grundrisse! Mein Vater war Architekt, und er hat seit den 1960er-Jahren einen Teil der modernen Hochhaussiedlungen am Stadtrand entworfen, wo meist Menschen aus den heruntergekommenen Altstadtvierteln hinzogen. Allein durch ihn hatte ich schon früh ein Auge für die unterschiedliche architektonische Physiognomie der Stadt. Damals wusste ich allerdings nicht um ihre Bedeutung, ich hatte keine Ahnung von den Abgründen, von den tiefen Rissen, die sich durch die Stadtlandschaft zogen, und auch nicht, wie sehr sie meine Familie und mich ganz persönlich betrafen.

Auf der Straßburger Place de la République, dem einstigen Kaiserplatz, wo bis 1918 eine Reiterstatue Wilhelms I. stand, befindet sich seit 1936 ein Mahnmal für die Toten des Ersten Weltkriegs. Es zeigt la France als eine Mutter mit zwei Söhnen, einem deutschen und einem französischen, die sich im Sterben die Hand reichen. Das ist einer der wenigen Orte im Straßburger Stadtbild, wo die schmerzliche Vergangenheit der Stadt zum Thema wird. Wann wurde sie Ihnen bewusst?
Über die bitteren Konflikte, von denen dieses Denkmal handelt und die hinter der idyllischen Fassade der Stadt lauern, wurde in der Nachkriegs-

zeit und noch in meiner Jugend in den 1970er-Jahren kaum gesprochen – so stark war der politische Wille, das Elsass ausschließlich als französische Region anzusehen und seine Geschichte allein aus dieser Perspektive zu verstehen. Es gab sogar den Plan, die gesamte wilhelminische Place de la République abzureißen, um die Erinnerung an die Reichslandszeit zu tilgen. In der Schule habe ich über den Ersten Weltkrieg gelernt, die Männer aus Straßburg seien alle «poilus», also französische Frontsoldaten, gewesen. Dass aber die Elsässer, und unter ihnen mein Großvater, im Ersten Weltkrieg in deutscher Uniform gekämpft haben, habe ich erst viel später erfahren. Und das ging nicht nur mir so. Unsere Geschichtslehrer haben uns überhaupt nicht angeregt, mit unseren Großeltern über ihre Erfahrungen zu sprechen. Das war nicht erwünscht, denn es hätte vielleicht das offizielle Geschichtsbild erschüttern können. Insofern habe ich erst viel später, erst als ich nach Deutschland zog, angefangen, mich mit dieser Vergangenheit zu beschäftigen.

Sie haben geschrieben, Ihr erster bewusster Kontakt mit Deutschland war das Schwimmbad von Kehl, auf der anderen Seite der Rheinbrücke.
Ja, das Schwimmbad dort war größer, gepflegter, sauberer und grüner als die bei uns. Darum fuhren viele Elsässer gern hinüber. Allerdings musste man sich dort auch an eine sehr strenge Badeordnung halten.

Gab es in ähnlicher Weise einen nahegelegenen «Vorposten» von Frankreich? Das ist ja die andere Grenze, die Straßburg prägt, diejenige, die das Elsass von «Innerfrankreich» – wie die Elsässer gerne sagen – trennt.
Nein, merkwürdigerweise nicht. Obwohl das Elsass zu Frankreich gehört, erschien mir seine imaginäre westliche Grenze immer als sehr geschlossen. Man wäre nicht auf die Idee gekommen, zum Beispiel zum Essen in ein Restaurant in Dijon zu fahren. Jenseits der Vogesen lag irgendwo in der Ferne Paris.

Immerhin gibt es «La Petite France» mitten im Herzen von Straßburg.
Aber das hat nicht direkt mit Frankreich zu tun; dieses Viertel liegt mitten in der mittelalterlichen «alemannischen» Altstadt. Es ist nach einem Hospital benannt, wo früher die Syphilis, die sogenannte «Franzosenkrankheit», behandelt wurde. Der Name ist eher süffisant, fast frankophob.

Ich vermute, dass in Ihrem Elternhaus ausschließlich Französisch gesprochen wurde?
Ja, das stimmt. Meine Eltern sind beide 1929 in Colmar geboren, zu dieser Zeit war das Deutschsprechen im Elsass verpönt. Außerdem stammte mein Großvater väterlicherseits aus der Provence; er konnte gar kein Deutsch. Mein Vater hat entscheidende Jahre seiner Jugend in Tours verbracht. Das heißt, für meine Eltern war Französisch die gemeinsame Sprache.

Aber Ihre Mutter las gern Thomas Mann und überredete Sie, in der Schule Deutsch zu lernen.
Meine Schulzeit war im Prinzip einsprachig, französisch. Nach der Grundschule bin ich ins Lycée Fustel-de-Coulanges neben dem Münster gegangen. Aber irgendwann bestand meine Mutter darauf: «Du lernst jetzt Deutsch! Das ist die Sprache unserer Nachbarn. Damit muss man anfangen.» Das war damals nicht sexy! Die Deutschen, das waren für uns doch die blöden Touristen, die in ganzen Busladungen in der Innenstadt abgesetzt wurden, oder schlimmer noch: «les Boches», «les Chleus». Mein Deutschlehrer war ein alter Elsässer, der mit uns «Ich hat' einen Kameraden» singen wollte. Einen Schüleraustausch nach Deutschland habe ich abgelehnt; ich bin stattdessen nach London gegangen.

Sie haben in Straßburg studiert. War das auch der Ort, wo Sie zu schreiben begannen?
In Frankreich sind die Bildungswege viel stärker vorgezeichnet als in Deutschland. Wenn man eine gute Schülerin ist, besucht man nach der Schule ei-

ne *classe préparatoire*, um auf eine der *grandes écoles* zu kommen. Die Vorbereitungsklassen wurden im Gebäude meines Gymnasiums abgehalten. Da habe ich mehrere Jahre gesessen und brav im Frontalunterricht den Stoff gepaukt. Wir haben nie gelernt, Fragen zu stellen oder selbständig über die Unterrichtsthemen nachzudenken. Zum Glück, muss ich im Rückblick sagen, habe ich die Abschlussprüfung nicht bestanden, sonst würde ich heute wahrscheinlich irgendwo in einem Gymnasium lehren. Nach diesem gescheiterten Versuch bin ich für ein Jahr zum Studium nach England gegangen, nach Bristol. Ich brauchte offenbar diese Entfernung von zuhause, um meinem Berufsziel – Journalistin – näher zu kommen. Ich habe mich beim BBC Worldservice beworben und bin genommen worden. Das hat mich so glücklich gemacht, denn ich wollte unbedingt in London leben. Nach einiger Zeit habe ich dann eine Vertretungsstelle als Englandkorrespondentin der Zeitung *Libération* angenommen. Das war fantastisch. Ich kam überall hin, überall hinein. Jetzt schrieb ich Artikel auf Französisch und richtete mich zum ersten Mal an ein breites französisches Publikum. Das war der Punkt, wo ich merkte, dass mir das Schreiben lag, dass ich es liebte. Das war eine große Befreiung. Im Jahr 1989 wurde dann ein Posten als Korrespondentin der *Libé* in Bonn frei. Ich spürte, dass ich das unbedingt machen wollte. Im Mai 1989 fiel die Entscheidung, und ich zog um, nicht ahnend, was mir bevorstand.

Sie zogen zuerst nach Bonn und im Herbst dann nach Berlin, um über die Wende zu berichten. Wieder eine Grenzstadt!

Ja, und ich kam genau in dem Augenblick, wo die Grenzen flüssig wurden. Ich zog in das Palasthotel in der Nähe des Alexanderplatzes. Die Stasi hatte auf allen Etagen Mikrophone installiert, die mit einem Techniksaal verbunden waren. Er muss ausgesehen haben wie der Kontrollturm der NASA während einer Weltraummission.

Mein erster Eindruck war, dass hier die Zeit stehen geblieben war. In Ostberlin und in den Städten Ostdeutschlands war das Dekor der 50er-Jahre allgegenwärtig. Mir war, als reiste ich in die Geschichte, in die Welt meiner Großeltern. Ich war wie in einer nostalgischen Trance. Damals gab es noch Walkmans. Ich hatte auch einen und hörte die ganze Zeit Marlene Dietrich und Zarah Leander.

Also keine Fremdheit, sondern unerwartete Vertrautheit?

Eine Vertrautheit, die sich unmittelbar einstellte; dazu trug natürlich auch bei, dass ich in der wilhelminischen Architektur in Berlin den Stil der Straßburger «Neustadt» wiedererkannte. Ich fühlte mich sofort zuhause.

Und das war der Moment, als sich Ihnen – fern der Heimat, aber in einer vertraut scheinenden Umgebung – die Augen für die lange verdrängte Familiengeschichte öffneten. Sie haben später in Ihrem Buch *Marthe und Mathilde* über diese Reise in die Vergangenheit geschrieben.

Genau! Eine meiner Großmütter, Marthe, war Elsässerin aus einer alteingesessenen Colmarer Familie. Die andere, Mathilde, zog als Kind mit ihren Eltern aus Landau ins selbe Haus in Colmar. Das war im Jahr 1902. Die Nachbarsmädchen lernten sich kennen und wurden Freundinnen fürs Leben. Sie gebaren beide im gleichen Jahr, 1929, ihre ersten Kinder. Marthe einen Jungen, Mathilde ein Mädchen. Marthe und Mathilde verbrachten ihr ganzes Leben in der Stadt ihrer Kindheit. Sie starben auch kurz hintereinander, wie ein symbiotisches altes Ehepaar, das nicht ohne einander leben kann.

Die glückliche Kindheit der beiden schildern Sie in ihrem Buch in hellen Farben; in ihrer Erzählung wird die Reichslandszeit fast zur Idylle.

Die Franzosen möchten gerne glauben, dass die Elsässer von 1871 bis 1918 jeden Morgen beim Aufwachen geweint haben, weil sie so sehr unter den Deutschen litten. Das ist ein Mythos. Die Reichs-

landszeit war eine Ära wirtschaftlicher und intellektueller Blüte. Meine elsässische Urgroßmutter hatte eine kleine Fabrik, in der Kachelöfen hergestellt wurden. Ihr ging es wunderbar. Nach 1918 beschwerte sie sich in ihren Briefen, wie schwer es ihr die neue französische Verwaltung machte, wie autoritär und bürokratisch das neue französische Regime war. Bei meinen Lesungen von *Marthe und Mathilde* im Elsass gab es manchmal wütende Zuhörer, die sagten, ich würde die Geschichte verdrehen, aber es gab auch viel Dankbarkeit. Ein deutscher Historiker sagte mir einmal, dass nur eine Elsässerin offen über die positiven Aspekte der Reichslandszeit schreiben könne – kein Franzose und kein Deutscher.

So war 1918 ein tiefer Bruch für ihre Familie.
In meiner Familie gab es eine Gewinnerin von 1918, das war meine Großmutter Marthe. Sie bekam sofort einen französischen Pass, lernte einen französischen Offizier kennen, den sie heiratete; ihr Leben ging bruchlos weiter. Aber für meine Großmutter Mathilde war es eine Katastrophe. Sie war sehr klug, aber sie durfte nicht weiter in die höhere Mädchenschule gehen. Ihr Vater, mein Urgroßvater, verlor seine Arbeit als Vertreter für Champagner und Kaffee. Er trug weiter Anzug, Melone und Stock, aber jetzt musste die Familie in der Suppenküche essen gehen. Die Familie galt als «indésirable», als unerwünscht. Lange hatten meine Großmutter und ihr Vater keinen französischen Pass. Auf der Straße war es verboten, Deutsch zu sprechen.

Umgekehrt verboten später die Deutschen, die zwischen 1940 und 1944 das Elsass besetzten, die französische Sprache. Jetzt war Marthe die Verliererin.
Ja, das war die Politik der «Entwelschung». Und weil Marthes Mann in der französischen Armee gedient hatte, musste meine elsässische Großmutter, inzwischen Witwe, mit ihren Kindern nach «Innerfrankreich», nach Tours, umsiedeln.

Was empfand Mathilde bei der Rückkehr der Deutschen? War sie nicht froh, nicht mehr Bürgerin zweiter Klasse zu sein? Und was dachte sie, als 1940 Franzosen, darunter ihre beste Freundin, und Juden aus dem Elsass vertrieben wurden?
Die neuen Herren im Elsass versuchten, die Vergangenheit unsichtbar zu machen. Die Statuen von Jeanne d´Arc und General Rapp wurden abgerissen, die Denkmäler des französischen Sieges von 1918 zerstört. Colmar wurde Kolmar. Und Mathildes Tochter, meine Mutter Yvette Klébaur, wurde auf Verordnung des deutschen Oberstadtkommissars in Margarete Marie Magdalena Kleebauer umbenannt. Was empfand Mathilde? Das kann ich nicht sagen. Diese Zeit geronn zu einer Handvoll Anekdoten. Das ist alles. Über das Wichtigste sprach Mathilde nicht. «Die Geschichte ist eine unendliche Wiederholung», sagte sie nur.

Aber selbst so ein von Krieg und internationaler Politik erzwungener Bruch, bei dem sich die beiden Frauen und die beiden Familien auf unterschiedlichen Seiten wiederfanden, ließ sich nach dem Abzug der Deutschen wieder heilen?
Ja, als Marthe mit ihren Kindern aus Tours zurückkam, fuhren sie in einem schwarzen Auto vor. Ihre Jungen trugen das Barett, das die Deutschen verboten hatten. Und sofort machten die beiden Familien wieder ein Picknick zusammen.

Aber beide Erfahrungen – sowohl die von 1918 als auch die von 1940 – müssen doch traumatisch gewesen sein und zwischen den beiden gestanden haben.
Ja, natürlich waren das Traumata, die in meiner Familie weitergegeben wurden. Diese Erfahrung, von heute auf morgen ein Paria zu sein. Für meine elsässische Großmutter waren es «nur» vier schwere Jahre, während es bei meiner «deutschen» Großmutter das ganze Leben prägte. Sie musste die längste Zeit ihre deutschen Wurzeln, ihre deutsch-elsässische Identität verstecken. «Ich habe alles verleugnet», sagte sie mir immer. Und auch ih-

re Tochter, meine Mutter, hat ihr Leben lang schwer an diesem Erbe, an dieser Zerrissenheit getragen.

In dieser Geschichte ist vielleicht das größte Wunder, was dann geschah: Nicht nur setzten die Großmütter nach dem Weltkrieg ihre Freundschaft fort, sondern ihre ältesten Kinder verliebten sich ineinander.
Ja, die beiden 1929 von Marthe und Mathilde geborenen Kinder wurden ein Paar. Ich kann es mir nur damit erklären, dass sie sich als Jugendliche lange nicht gesehen hatten – wegen des Umzugs nach Tours – und sich nach Kriegsende, mit 16, mit neuen Augen wiedersahen. Vielleicht spielte unbewusst auch eine Rolle, dass diese junge Liebe in der Lage war, den Graben zu überbrücken, den die große Politik durch die Familie gerissen hatte. Die beiden heirateten im Dezember 1956, zogen nach Straßburg und bekamen Kinder: meinen Bruder und mich.

All das hilft zu verstehen, warum Ihre Mutter leidenschaftlich Thomas Mann las, warum sie Sie zum Deutsch lernen drängte, aber auch, warum es Sie später nach Deutschland gezogen hat. Würden Sie sagen, das waren Schritte zu einer Heilung der Traumata Ihrer Familie?
Die Hochzeit meiner Eltern war sicher ein großer Schritt, aber Heilung gab es erst durch meine *pèlerinage* von Straßburg über London und Bonn nach Berlin. Als ich in Berlin ankam, berichtete ich meiner Großmutter Mathilde über jeden meiner Schritte, jede meiner Reisen innerhalb Deutschlands, und sie nahm lebhaften Anteil. Als ich ihr später eröffnete, dass ich in Berlin einen deutschen Mann heiraten würde, da war sie so glücklich. Und als unser erster Sohn geboren wurde, sagte sie: Ich bin nicht mehr die einzige Deutsche in der Familie! Als er älter wurde, jubelte sie: «Er spricht wie ich: ein Wort Deutsch, ein Wort Französisch.» Sie war hin und weg. Dass ich in Deutschland gelandet bin, das war für sie die letzte große Freude, wie eine Versöhnung.

Ihr erstes Buch *Deutsches Glück* ist eine Sammlung von Reportagen. *Marthe und Mathilde* ist eine historische Erzählung und erscheint gleichzeitig auf Französisch und Deutsch – genau wie später *Ruhige Straße in guter Wohnlage*, das die Geschichten der Menschen in ihrer Straße in Schöneberg erzählt. In Berlin entwickelt sich Ihr Schreiben weiter, Sie nähern sich dem Buchformat an und auch mehr und mehr der deutschen Leserschaft. Was macht die Stadt mit Ihrem Schreiben?
In Berlin arbeitete ich für *Le Point* und für den *Tagesspiegel*, wodurch ich auch in Deutschland bekannt wurde. Aber irgendwann merkte ich, dass ich vom Journalismus ermüdet war. Ich erinnere mich noch genau an einen Parteikongress der FDP in Rostock, über den ich berichten musste. Der fand in einem schrecklichen Hotel statt. Ich fand so Vieles langweilig dort, aber ich musste ganz seriös darüber schreiben, während ich mich gleichzeitig fragte, wen das in Frankreich überhaupt interessiert. Dass ich schließlich die Courage hatte, Bücher zu schreiben, hat auch mit dem Älterwerden zu tun. Als Schülerin war mir Ehrfurcht vor den großen Schriftstellern eingeimpft worden; ich hätte mich nie getraut, selber zu schreiben. Mit den Jahren, mit jedem Text, wurde ich selbstbewusster.

In Ihrem Schreibprozess geht es auch um den Gegensatz von Sicherheit und Leichtigkeit. Sie verlassen das sichere Terrain und begeben sich auf eine Suche mit ungewissem Ausgang. Der Weg führt einerseits nach innen, zu Erinnerungen, Emotionen und Bildern, andererseits in die Archive. Wie gehen Sie mit dieser Spannung um?
Für mich ist eine Familiengeschichte nur dann von Interesse, wenn sich in ihrer Partikularität etwas Universelles spiegelt. Aber ich schreibe auch keine klassischen Sachbücher, wo sich der Autor hinter den Fakten versteckt. Persönliche Gefühle und Geschichten haben in meinen Büchern ihren Platz, aber nur insofern, als sie verallgemeinerbar sind.

Mit etwas bösem Willen könnte man sagen, manche Ihrer Bücher sind wie Libretti der vielbeschworenen deutsch-französischen Freundschaft?
Als Journalistin muss ich mich für die große Politik interessieren, aber als Autorin geht es mir überhaupt nicht darum. Mein Schreiben handelt von Menschen und also nicht von etwas Programmatischem, sondern von etwas sehr Differenziertem.

In Zeiten der Pandemie ist es schwierig zu reisen. Haben Sie Sehnsucht nach Straßburg?
Neulich habe ich in einer Zeitung ein Bild vom Straßburger Münsterplatz gesehen. Da hat sich mein Herz zusammengezogen. Ich habe in der Zeit der Pandemie weniger Sehnsucht nach Neapel oder London. Ich will wieder nach Straßburg! Das Gefühl der Heimat sitzt so tief. Ich liebe diese Stadt mehr als jede andere. Erst wollte ich unbedingt von dort weg; jetzt sehne ich mich öfter dorthin zurück. Aber nicht, um dort zu leben. Von der Sehnsucht nach Straßburg handelt auch mein neues Buch.

Gibt es das Haus Ihrer Großmütter in Colmar noch?
Das haben wir inzwischen verkauft – vielleicht ein weiterer Beleg dafür, dass diese Geschichte abgeschlossen ist. Jetzt ist das Haus ja in meinem Buch.

Das Gespräch führte Daniel Schönpflug.

Béatrice von Hirschhausen

Die Rückkehr der Grenzen

In einem kleinen Museum in Wörth, etwa 50 Kilometer nördlich von Straßburg gelegen, ruht der eindrucksvolle Bronzekopf des Deutschen Kaisers Friedrich III. in einer Vitrine. Er ist das Werk Max Baumbachs und das einzige Überbleibsel einer monumentalen Reiterstatue, die das Kaiserreich 1895 zur Erinnerung an den preußischen Sieg in der Schlacht bei Wörth errichten ließ – jener Schlacht, die im August 1870 durch die Niederlage der Truppen Napoleons III. den Weg zum deutschen Sieg ebnete. Mehr als 20000 Leben kostete diese Schlacht an einem einzigen Tag: Deutsche, Franzosen, aber auch sogenannte «Turcos» – Soldaten, die aus den Kolonien Nordafrikas gerufen wurden, um in Frankreichs vordersten Linien zu stehen – fielen im Feld. Das Bildnis des reitenden Feldherren, der seine Truppen überlegen zum Sieg führte, überragte mit seinen zwölf Metern Höhe fast fünfzig Jahre lang das einstige Schlachtfeld. 1919 wurde die Reiterstatue von den neuen französischen Autoritäten zerstört und lieferte Bronze für Kirchenglocken. Erst 2017 entdeckte der Förderverein des Wörther Museums durch Zufall den vor der Zerstörung bewahrten Kopf wieder: Man war davon ausgegangen, dass er mit dem Rest der Statue eingeschmolzen worden sei; tatsächlich schlummerte er jedoch im Depot des Armeemuseums im Pariser *Hôtel des Invalides*. Die Geschichte der Statue ist ein Symbol für die nationalistischen Erzählungen und Gegenerzählungen, die sich im Elsass im Rhythmus der Metamorphosen der deutsch-französischen Grenzlinie gegenüberstanden. Die jüngsten Feierlichkeiten in Erinnerung an die Schlacht vor 150 Jahren fanden unter der europäischen, der französischen und der deutschen Fahne statt. Sie sollten für die Geschichte eines nach bitteren Kriegen glücklich vereinten Europas stehen, das durch den Einigungsprozess von verhängnisvollen Grenzen zwischen feindlichen Nationen erlöst wurde; ein Europa, in dem die Einwohner der Grenzgebiete die Hybridität ihrer Geschichte und Zugehörigkeiten leben können; ein Europa, das seine kriegerischen Dämonen verjagt und seine Grenzen überwunden hat.[1]

Eine solche Geschichte ist keine elsässische Spezialität und auch kein Spezifikum der deutsch-französischen Versöhnung. Sie spiegelt sich in den Geschichten anderer Grenzräume wider.[2] Zahlreiche Beispiele lokaler Initiativen sind heute dokumentiert, die ein plurales, transnationales Erbe rekonstruieren, ihm neuen Sinn geben, nachdem es lange Zeit negiert oder unsichtbar gemacht wurde. So haben etwa Agnieszka Niewiedziałs Forschungen zu Beginn der 2000er-Jahre Projekte in der schlesischen Region Opole angestoßen: Menschen vor Ort stellten Ausstellungen zusammen, gründeten Museen und setzten sich dafür ein, trotz der Geschichte von Vertreibung und Umsiedlung die historischen Kontinuitäten zwischen der deutschen Vergangenheit und der polnischen Gegenwart ihrer Region wiederzufinden.[3]

Am 15. März 2020 jedoch verkündete die Bundesregierung im ersten Lockdown die vorübergehende Schließung der Grenzen zu Frankreich, Österreich und der Schweiz – der Übergang über die Rheinbrücke bei Straßburg war plötzlich nur noch für den Warenverkehr und für Pendler möglich. Doch nicht erst in der Coronakrise hatte die schöne Erzählung von einem Europa ohne Grenzen Kratzer bekommen. Schon zuvor hatten viele Europäerinnen und Europäer die zunehmenden polizeilichen Kontrollen an Grenzen, Flughäfen und in Zügen als Rückschritt empfunden. Doch in noch viel drastischerem Ausmaß führten Maßnahmen gegen Migration nach und in Europa, gegen den katalanischen Separatismus und der BREXIT zum Bruch mit der europäischen Teleologie. Ein Dokumentarfilm von Simon Brunel und Nicolas Pannetier, der 2018 auf *arte* gezeigt wurde, trug den Titel *Die Rückkehr der Grenzen*. Wie ist es zu verstehen, dass die staatlichen und gesellschaftlichen Abschließungsreflexe so schnell zur Hand sind, wo die Intensität transnationaler Verflechtungen doch bislang so stabil erschien? Handelt es sich dabei le-

diglich um einen Zyklus innerhalb der wachsenden Bewegung der globalen Integration, die, wie Jürgen Osterhammel herausgearbeitet hat, historisch das Globale und das Nationale miteinander verbindet?[4] Oder erleben wir eine Art backlash der Globalisierung, eine Suche nach Schutz im Angesicht einer geschwächten Solidarität durch neoliberale Politiken? Liegt dahinter ein noch tieferes anthropologisches Bedürfnis, eine Sinnsuche, die, wie Régis Debray vermutet, der Angst vor einer globalen Anomie entspringt?[5] Oder handelt es sich hier um einen Prozess nationaler Neudefinitionen?[6]

Der scheinbare Widerspruch zwischen den Phänomenen der Entnationalisierung und der Forderung nach Grenzen ist erklärbar. Das tiefere Verständnis von Gesellschaften in «Zwischenräumen», die – wie im Elsass oder in Schlesien – das immer neue Austarieren ihrer Staatszugehörigkeit erlebt haben, ermöglicht es, über die unerwartete «Rückkehr» der Grenzen neu nachzudenken. Insbesondere jüngere Arbeiten über Ostmitteleuropa, das durch eine ungewöhnliche Dichte seiner aktuellen und ehemaligen Grenzen geprägt ist, bieten interessante Einsichten. Als exemplarischer Fall kann eine Grenzregion an den Ausläufern der Ukraine und Polens dienen, die Sabine von Löwis im Detail analysiert hat.[7] Seit 1772 und bis 1918 trennte hier eine Grenze entlang eines kleinen Flusses die Habsburger Lande vom russischen Reich, später (bis 1939) dann Polen von der Sowjetunion. Von Löwis hat die Ursachen eines Phänomens ergründet, das in den letzten Jahrzehnten auf den Wahlkarten vor Ort zu beobachten ist: die Existenz einer «Phantomgrenze»,[8] die zwischen den «pro-russischen» und den «pro-europäischen» Wählern auf beiden Seiten der ehemaligen Grenze verläuft. Politische Kommentatoren interpretieren die Unterschiede zwischen den Wahlergebnissen auf den beiden Seiten der unsichtbaren Grenze gerne als Ausdruck in die Tiefe der imperialen Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts zurückreichender historischer und sprachlicher Identitäten. Diese Hypothese hält jedoch einer genaueren Untersuchung der lokalen Kultur- und Erinnerungspraktiken nicht stand. Von Löwis kann keine generationelle Weitergabe politischer Verhaltensweisen nachweisen, welche die Dorfgemeinschaften in den post-Habsburgischen Regionen «natürlich» in Richtung der liberaleren und pro-europäischen Parteien lenken und sie von ihren podolischen Nachbarinnen und Nachbarn mit ihrer russisch-imperialen Vergangenheit unterscheiden würden. Sie zeigt im Gegenteil, dass die Unterschiede zwischen den Wahlergebnissen auf beiden Seiten durch unterschiedliche Interpretationen des zeitgenössischen nationalen Narrativs erklärt werden können, das von den Regierungen in Kiew seit der Unabhängigkeit der Ukraine 1991 gefördert wird. Diese Leiterzählung versucht, die nationale ukrainische Identität mit der Erinnerung an den Holodomor (die von Stalin gewollte große Hungersnot in den Jahren 1932–1933) und die Feier der UPA (Ukrainische Aufständische Armee) in den 1940er-Jahren zu begründen. Von Löwis hat beobachtet, dass diese Erzählung auf zwei unterschiedliche Gedächtnisse trifft, die beide im täglichen Dorfleben sowie in den Familien weitergegeben werden. Dadurch entsteht eine Verräumlichung historischer Erzählungen: Das Gebiet westlich der vormaligen Grenze schließt sich der Interpretation des ukrainischen Nationalismus und seiner Befreiungsarmee an; dagegen ist man östlich der Grenze dem Gedenken an die sowjetischen Erfahrungen verbunden. Von Löwis zeigt somit, dass die Wahl «pro-russisch» oder «pro-europäisch» sich an zwei Narrationsräumen orientiert. Weitere Phantomgrenzen, welche auf Wahlkarten in Polen, Rumänien und Deutschland erscheinen, bestätigen diese Hypothese.

Solche lokalen Studien lenken den Blick auf die Resilienz von Grenzen, die gerade auch durch Praktiken der «Überwindung» immer wieder aktualisiert werden können. Sie zeigen, dass selbst

überwunden geglaubte Grenzen wieder auftauchen, wenn neue nationale Erzählungen sich der Vergangenheit zuwenden, um der Gegenwart Sinn zu verleihen. Auf der großen politischen Weltkarte kann etwa der postsozialistische Bruch von 1989–1991 beispielhaft für eine Neudefinition von Grenzen durch den Rekurs auf historische Narrative stehen: Seit 1968 und der Unterdrückung des Prager Frühlings ging die Enttäuschung über die Umsetzung des sozialistischen Projekts und deren Perspektiven fast überall in Osteuropa einher mit der Suche nach neuen historisch-räumlichen Referenzen:

«Geographisch war Europa (…) immer in zwei Hälften geteilt, die sich getrennt voneinander entwickelten: War die eine mit dem alten Rom und der katholischen Kirche verbunden (mit dem Kennzeichen des lateinischen Alphabets), so war die andere in Byzanz und der orthodoxen Kirche verankert (mitsamt dem kyrillischen Alphabet). Nach 1945 verschob sich die Grenze zwischen diesen beiden Teilen Europas um einige hundert Kilometer nach Westen, und einige Nationen, die sich immer als westlich verstanden hatten, erwachten eines schönen Tages und stellten fest, dass sie sich im Osten befanden. Folglich bildeten sich nach dem Krieg in Europa drei grundlegend verschiedene Zustände heraus: der von West- und der von Osteuropa und, am kompliziertesten von allen, der jenes Teils, der geographisch im Zentrum, kulturell im Westen und politisch im Osten liegt.»[9]

Hier führte also der Zusammenbruch einer Weltordnung zum Auftauchen von Erinnerungen, die Intellektuelle in der damaligen Tschechoslowakei, in Polen und in Ungarn zur Absteckung jener kulturellen Grenzen mobilisierten, die sie von der russischen bzw. sowjetischen Welt trennten. Ein solcher Ansatz zur Neugründung eines kollektiven Verständnisses, das seinen Bezug nicht in einem gemeinsamen politischen Projekt findet, sondern in «Nostalgie»,[10] ist keinesfalls den Gesellschaften Mittel- und Osteuropas vorbehalten. Pierre Nora hatte parallel auch in Westeuropa um 1980 einen «Moment der Erinnerung» (*moment mémoire*)[11] als Reaktion auf die schwächelnden teleologischen Großerzählungen konstatiert.

Das Wörther Museum steht heute im Kontakt mit dem Kunstmuseum Lachhammer in der Lausitz und sogar mit der Gießerei, in der das Denkmal Friedrichs III. einst gegossen wurde, wo die Skizzen und Modelle von Max Baumbach aufbewahrt werden. Es gibt sogar die Idee, eine Replik der Statue auf dem alten roten Sandsteinsockel zu errichten. Dieses Mal nicht zu Ehren eines Sieges, sondern als Mahnmal an die besondere Vergangenheit des Elsass. Ob sich eine durch immer neue historische Narrative am Leben gehaltene Grenze öffnet oder schließt, hängt letztlich von der Kraft der sie überspannenden Perspektiven ab. Ein Europa der offenen Grenzen werden seine Bewohnerinnen und Bewohner nur dann aus ihren jeweiligen Geschichten herleiten, wenn ihnen dies Ausblicke in eine solidarische, sichere, nachhaltige und gerechte Zukunft eröffnet – eine Zukunft, die nur über die bestehenden Grenzen hinaus gedacht werden kann.

Aus dem Französischen von Clara und Christian von Hirschhausen

1 Mit Dank an Bernard Weber, Roland Hayndorf und Othmar Rest, dass sie mir die Geschichte des Friedrich III.-Denkmals im Wörther Museum erzählt haben. Vgl. die Webseite des Museums http://www.6aout1870.com/doc.php?nom=musee sowie die Sendung «Rundum» auf France3 Grand Est zum Gedenken an den 150. Jahrestag der Schlacht: https://france3-regions.francetvinfo.fr/grand-est/emissions/rund-um-0/il-y-150-ans-guerre-franco-prussienne-1870-1844040.html

2 Vgl. Philipp Ther: Sprachliche, kulturelle und ethnische «Zwischenräume» als Zugang zu einer transnationalen Geschichte Europas, in: Philipp Ther, Holm Sundhaussen (Hg.): Regionale Bewegungen und Regionalismen in europäischen Zwischenräumen seit der Mitte des

19. Jahrhunderts, Marburg 2003, S. 9–29; Peter Oliver Loew, Christian Pletzing, Thomas Serrier (Hg.): Wiedergewonnene Geschichte. Zur Aneignung von Vergangenheit in den Zwischenräumen Mitteleuropas, Wiesbaden 2006.

3 Agnieszka Niewiedział: La Pologne post-communiste face à l'héritage de Potsdam: acteurs, enjeux et cadres d'une recomposition mémorielle, Revue d'études comparatives Est-Ouest, in: Revue d'études comparatives Est-Ouest, vol. 37, 2006, n°3. Mémoire à l'Est. pp. 13-42; doi: https://doi.org/10.3406/receo.2006.1773

4 Jürgen Osterhammel: Nationalism and Gobalization, in: John Breuilly (Hg.): The Oxford Handbook of the History of Nationalism, 2016, S. 694–709. http://kops.uni-konstanz.de/bitstream/handle/123456789/14674/Osterhammel_146741.pdf?sequence=2

5 Régis Debray: Éloge des frontières, Paris 2010.

6 Vgl. Sonja Levsen: Die Nation in Zeiten von Corona. Zeitgeschichtsforschung auf dem Prüfstand, in: Geschichte der Gegenwart, https://geschichtedergegenwart.ch/die-nation-in-zeiten-von-corona-zeitgeschichtsforschung-auf-dem-pruefstand/; Stefanie Gänger/Jürgen Osterhammel: Denkpause für Globalgeschichte, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, Nr. 855 (August 2020), S. 79–86.

7 Sabine von Löwis: Ambivalente Identifikationsräume in der Westukraine. Das Phantom der alten Grenze am Zbruč, in: Europa Regional, 22/3–4, 2015, S. 148–162.

8 Béatrice von Hirschhausen, Hannes Grandits, Claudia Kraft, Dietmar Müller, Thomas Serrier: Phantomgrenzen: Räume und Akteure in der Zeit neu denken, Göttingen 2015; Michael G. Esch, Béatrice von Hirschhausen (Hg.): Wahrnehmen Erfahren Gestalten. Phantomgrenzen und soziale Raumproduktion, Göttingen 2017.

9 Milan Kundera: Un occident kidnappé oder die Tragödie Zentraleuropas. 1983, in: Themenportal Europäische Geschichte, 2007, <www.europa.clio-online.de/quelle/id/q63-28311>.

10 Svetlana Boym: The Future of Nostalgia, New York 2001, S. 14.

11 Pierre Nora: L'ère de la commémoration, in: Pierre Nora (éd.): Les lieux de mémoire, tome III, Les France, 1997, S. 4710; François Hartog: Régime d'historicité: présentisme et expériences du temps, Paris 2003.